Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 46/47 — Gotha, 20. November 1924 — 38. Jahrgang

Inhalt: Aufgabe und Vollendung — Milde und Strenge. Eine Schulrede. Zum Andenken an einen Verstorbenen — Zur Neugestaltung der Pädagogik — Psychiatrie und Religionspsychologie. Ein Schlußwort — Eine kurze Bemerkung zu Gogartens Ausgabe von Luthers Schrift über den unfreien Willen — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen dreiundreißigstes (vorletztes) Stück — Der Streit um Sadhu Sundar Singh. 1. Pfisters Kritik an Heilers Buche — Kreuz und quer durch Japan. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 11. Fortsetzung — Rathenaus Reden — Beiträge zu einer christlichen Politik. 1. Die Schuldlüge — Die Neue Tägliche Rundschau — Zur Tagung des deutschen Gastwirteverbandes in Karlsruhe — Die Quäkerkonferenz 1924 und George Fox — Bücher und Schriften: Eine alte Geheimlehre (Jamblichus); Aelteres von Ricarda Huch; Nitzsche-Schriften (Heckel, Köhler, Müller, Odenwald, Römer, Schrempf); Indische Missionsgeschichte (Richter); Oestliches Christentum (Ehrenberg); Die kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen der Nachkriegszeit (Pfeilschifter); Ragaz und Blumhardt; Das zwiefache Suchen (Jones) — Verschiedenes: Ein Druckversehen; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf dem Land, als ihr auf dem Meere...

Aufgabe und Vollendung

Jesus sprach: Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben! Mt. 8, 22

Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach. Offb. Joh. 14, 13.

Mitten in unserm Tun, Leiden, Kämpfen und Uns-Freuen, mitten in unserm Eifer um die Lebensaufgaben stoßen wir alljährlich auf den Totensonntag. Dann schweigen Tun, Leiden und Kampf; unser Herz steht stille und lauscht auf eine von fernher kommende eherne Stimme, die verkündigt, daß es mit Allem ein Ende haben muß und wir Alle davon müssen: im Tod.

Diese alltägliche Weisung vergessen wir, eben weil uns der Tod eine alltägliche selbstverständliche Erscheinung ist. Millionenfach geht er über die Erde, aber je näher er uns tritt, unserer Familie, uns selbst, desto ernster wird seine Sprache, desto mehr fühlen wir ihn als eine fremde Gewalt über uns, gegen deren Willen wir wehrlos sind — die uns in einen toten Leib, zu einer Sache verwandelt, mit der Fremde machen, was sie wollen. Dieses Nichtswerden, zu einer Sache Werden ist für Viele ein schrecklicher unvollziehbarer Gedanke.

Aber wer ihn hegt, kennt die ganze Wirklichkeit des Todes nicht, nicht einmal seine naturhafte Wirklichkeit. Denn was bedeutet er in der Natur anders als das Ende des Gereiftseins, das Sich-Lösen der Frucht vom Baume — eine Vollendung des Lebens, wenn es wirklich Leben, d. h. Wachsen war. Tod und Leben lassen sich nicht trennen, sie begrenzen und bedingen einander, sie sind Einer durch den Andern.

Für den Christen gibt es noch eine Vollendung im höheren Sinne. Denn die Natur schenkt uns, wenn wir weiter nichts wissen, Vollendung durch Auslöschen und Vernichtung. Unser Christenglaube aber Vollendung durch Erhöhung unseres Seins beim Vater. Denn bei ihm ist unsere Bestimmung. Und der Gott, der uns geschaffen hat, will unsere Erlösung, d. h. nichts Anderes, als unsere Bestimmung erfüllt sehen. Alle Sehnsüchte, die wir auf dieser Welt haben, was sind sie im Grunde als der Hunger nach Vollendung unserer Bestimmung, als Verlangen nach Ausgestalten der von Gott in uns hineingelegten Wesenheiten? Sie werden auf Erden nie letzte Erfüllung finden, denn da ist alles relativ und in sich gebrochen. Dort aber, hinter dem, was wir Tod nennen, ist die Vollendung, dort ist Friede. Denn Friede ist nur beim Vollendeten. Und sie alle, die wir betrauern: Väter, Mütter, Ehegatten, Freunde und Kinder, sie ruhen im Frieden — in der Wesensvollendung, die für den Menschen nirgend anderswo liegen kann als beim Vater. Er ist unsere Vollendung — er ist unser Friede.

Unser Herr Jesus hat mehrfach solche Vollendungs- und Friedensverheißungen gegeben — aber sie sind gefährlich, weil der Mensch in der Vorausnahme des Friedens auf diese Welt so leicht seine Aufgabe darüber vergißt. Der Totensonntag hat uns auch zu sagen, daß wir noch nicht im Tode sind, sondern im Leben. Wir haben kein Recht, von einer Vollendetheit zu träumen in einer Welt der Unvollendetheit. Auch für diese soll die Vollendung kommen, und Gott will, daß sie durch uns komme. Darum das schroffe unsentimentale Wort: Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben. Es wirft uns zurück aus dem Stillesein und Lauschen des Totensonntags in den Kampf der Welt, aber nicht in den Kampf der Eigensucht und Güterdämonie, sondern in den Kampf um die Vollendung der Welt im Reiche Gottes. Das ist unsere Aufgabe angesichts des Todes, der uns Vollendung bedeutet; denn im Kampf um diese Aufgabe ist uns Reife beschieden, nur in der Hingabe an das Draußen wächst das Drinnen. Kampf und Leiden sind Sonnenstrahlen für die Seele, die, wenn sie auch brennen, so doch reif machen zur Ernte in der letzten Stunde. Und wenn sie kommt, dann legen wir das noch unvollendete Werk des Reiches Gottes in der Welt in andere Hände. Selbst reifend geht es reif machend von Hand zu Hand. Uns aber wird die Gnade, reif geworden in die Vollendung einzugehen, die der sichtbaren Welt noch nicht beschieden ist, da ruhen wir von unsrer Arbeit und die Werke, die uns reifgemacht haben, folgen uns dahin nach.

Totensonntag — eine Verheißung auf die Vollendung, aber eine Aufgabe, reif zu werden im Werk. W

Milde und Strenge

Eine Schulrede vom November 1906 *)

Das Problem von der rechten Milde und von der rechten Strenge ist eins von den schweren. Wieviel dürfen und sollen wir von uns und Anderen fordern? Wieviel verzeihen? Und welche Grenzen sind hier wie dort zu ziehen?

Das wird der beste Weg sein, den wir einschlagen können: wir machen den Versuch, den Gestaltungen nachzugehen, die unser Problem bei den Großen der Menschheit gefunden hat.

*) Zum Totensonntag dieses Blatt auf das Grab eines viel geliebten, früh vollendeten Lehrers. D H

Als Antwort auf das Problem liegt vielleicht am nächsten der Paulusspruch, der uns aus frühester Kindheit geläufig ist: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ Dies Wort schien, wenigstens in unsrer Jugend, als Konfirmationsspruch unvermeidlich zu sein. Und doch ist uns bei dem Spruch schon in sehr jugendlichen Jahren unbehaglich geworden. Das „Aber“ des Zweifels fügt sich zu leichtlich an ihn an. Er hält auch schließlich als Trost nicht stand, und das eigentliche Problem wird damit umgangen. Das wird Jeder gefühlt haben, der einmal längere Zeit in tiefster äußerer oder innerer Not „dicht vor dem Nichts“ gestanden hat. Alle Dinge? Aber wie, wenn wir zu sehen glauben, daß zunehmende leibliche Schwäche und Krankheit auch die seelischen und sittlichen Kräfte beeinträchtigt, zerstört? Und weiter: ein jahrelanges Leben in gewissen Verhältnissen bringt manchmal die Notwendigkeit mit sich, denselben sich wiederholenden körperlichen und seelischen Anforderungen immer denselben Widerstand entgegenzusetzen; und dadurch wird, wie es Aristoteles nennt, eine „Hexis“ herausgebildet, d h. eine bestimmte Haltung, gewisse Eigenheiten, die wir entschieden als sittlich minderwertig empfinden. Treten diese Züge stark hervor, so kann man gut mit Frenssen von „brüchigen“ Charakteren reden. Wie stehts hier mit dem „alle Dinge zum Besten dienen“?

Und doch sind die eben gekennzeichneten, sittlich bedenklichen Wesenszüge gerade so, wie sie sind, oft die einzige Schutzwehr der Selbsterhaltung, die unwillkürliche Antwort auf jene immer wiederkehrenden und unvermeidlichen Anforderungen und Kraftausgaben. So wenigstens sieht sie derjenige gerechte Beurteiler an, den das Leben mit seiner Not und Mühsal, Schwäche und Krankheit die eigentlich ursächlichen Zusammenhänge zwischen äußeren Verhältnissen und seelischen Entwicklungen mit dem Scharfblick des Arztes und Menschenkenners zu durchschauen gelehrt hat. Wie stehts nun hier mit unserm sittlichen Werturteile?

So wächst die Schwierigkeit des Problems für den, der den einzelnen Menschen im Zusammenhange mit seiner Umgebung sieht; und noch mehr für den, der sich klar gemacht hat, wie ungemein verwickelt unsre neuzeitlichen Lebensbedingungen und Wirtschaftsverhältnisse geworden sind. Das Drängen und Wühlen in allen Lebensgebieten ist übergroß in unsern Tagen, wie in jedem Zeitalter der Vollkultur. Aber ebenso groß ist auch die Gefahr für den Einzelnen, erbarmungslos in diesem Drängen erdrückt zu werden: „Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein.“

Und noch eine Seite des Problems hat unsre Zeit sehen gelernt. Manchem ist von Natur ein schweres sittliches Kreuz mit auf den Lebensweg gegeben. Die Ärzte haben uns gelehrt, den Grund für einige, aber auch nur einige sittliche Mängel in Anlage und Vererbung zu sehen. Unsre Zeit kann wohl stolz darauf sein, wie man aus diesen Erkenntnissen in vorsichtig besonnener Weise praktische Folgerungen gezogen hat, ohne doch, wie bei neu sich durchsetzenden Wahrheiten, von ihnen sich über Gebühr einnehmen zu lassen.

Bei jener oben eingeführten, naiven und zunächstliegenden Auffassung des paulinischen Spruches ist man eben einer schweren Gefahr ausgesetzt, der zweifellos auch oft genug mittelmäßige Köpfe erlegen sind: der Gefahr, über Andre, die im Kampf nicht Sieger geblieben sind, den Stab zu brechen: „Sie haben eben Gott nicht lieb genug gehabt, sonst wärs wohl nicht soweit gekommen.“ So ist es grob und roh gefaßt. Aber man wird nicht leugnen können, daß die Art, wie etwa hie und da (z. B. von der Kirche früher über Selbstmörder) geurteilt worden ist, sich schließlich nicht allzuweit von dieser Fassung entfernt. Von denen, die so urteilen, gilt das Wort: „Wenn ihr nicht seht, so glaubt ihr nicht.“ Sie wollen nicht sehen, daß da unter Umständen bei einem Unglücklichen kaum eine Schuld war und keine Kraft mehr ist, weder der Seele noch des Leibes. Sie können es auch nicht sehen. Vielleicht, weil sie selbst sich kräftig genug fühlen *). Wir waren aber vorhin schon mittels unseres Paulusspruches zu dem eigentlichen Kerne des Problems vorgedrungen. Rund und einfach gesagt: er liegt darin, daß unleugbar des Lebens Not die Menschen herunterbringt, oft herunterbringen muß. Wer kämpft, trägt Wunden und Narben davon. Das harmonische Schönheitsideal für die Entfaltung der Persönlichkeit wird unter diesen Umständen, das heißt weitaus in den meisten Menschenleben, zur Unmöglichkeit. Das „Brüchige“ muß kommen. Diesen herben, bittern Kern des Problems hat dann auch ein uns unbekannter Dichter in schlichtem, tieftraurigem und tiefergreifendem Worte bloßgelegt:

Weiß nicht, ob die Schmerzen
läutern stets die Herzen;
frißt der Rost am Messer,
wird es auch nicht besser.

Das wermutgetränkte Wort ist das Gegenstück zum paulinischen.

Vor zweieinhalb Jahrtausenden schon hat denselben Gedanken der größte griechische Lyriker in erschütternder Unmittelbarkeit ausgesprochen: „Wie soll ein Mann nicht Schaden nehmen an seiner Seele, wenn immer unentrinnbar Unheil ihr die Schwingen lähmt?“ (Simonides bei Platon, Protagoras 344 C.)

Ja, es hilft nichts: wir müssen lernen, auch dieser Wahrheit ins Auge zu schauen, ganz klar und fest, scharf und sicher, wenn auch bebenden Herzens. Wir wissen es: es wird uns mit unsrer Weltanschauung nicht so gut wie dem Wanderer, vor dessen Auge im Abendschein ein griechischer Tempelbau emporsteigt mit wundervoll harmonischen Umrissen, und die Abendsonne liegt mit weichem Glanze über der ganzen Herrlichkeit und Pracht; nein, nein: wir stehen vor den Welträtseln wie vor ungefügem, wuchtigem, granitnem Fels, und setzen das Stemmeisen an, daß es knirscht und kracht. Aber vielleicht können wir doch auch hier noch zu einem lichten und milden Troste kommen. Je mehr und je tiefer wir sehen lernen, um so mehr nähern wir uns einer Auffassung, die in jenen Charakterfehlern, von denen wir oben sprachen, nicht immer lediglich Schwächen erkennen möchte. Um wenigstens nur im Kleinen, Alltäglichen auf etwas hinzuweisen: weshalb hat es dann etwas so Rührendes, bei vielen unsrer Greise und Greisinnen einem uns unverständlichen Konservativismus, z. B. einer oft entschieden unbilligen Abneigung gegen die neuzeitliche reichere, bequemere, anspruchsvollere Lebensführung und Lebensgestaltung zu begegnen? Doch nur deshalb, weil uns diese von ihren Trägern schlechterdings nicht wegzudenkenden Anschauungen erinnern an die viel einfacheren Lebensverhältnisse, ja an die Not und Sorge und vielleicht an den Kampf um Nahrung und Kleidung, von dem unsre Alten in ihrer Jugend umgeben waren.

Von solchen und ähnlichen Gedanken und Erfahrungen aus kann man nun vielleicht auch dazu kommen, noch ganz andre, viel tiefere Risse und Brüche im Wesen Anderer — nicht lieb zu haben, denn wie soll man das Rostige und Brüchige lieben? — aber stillen und tränenden Auges zu sehen, zu verstehen und zu tragen: dadurch, daß man Augen hat zu sehen, wie und wodurch das Brüchige nach und nach gekommen ist. Wer sähe nicht mit Ehrfurcht die Narben des Kriegers, die Ehrenzeichen schwerer Kämpfe

*) Die Lutherische Übersetzung des Spruches enthält ein Versehen. Nicht πάντα, sondern θεός ist Subjekt: „Denen die Gott lieben, läßt er alles zum Besten dienen, weil sie nach seinem Ratschluß berufen sind.“ Damit rückt der Spruch völlig in den Kreis der paulinischen Dogmatik, der Praedestinationslehre, und verliert für das Problem, wie es unsre Zeit sehen muß, seine Bedeutung. Dennoch schien uns der Spruch besonders geeignet, uns an unser Problem heranzubringen.

und Leiden? — Es gibt auch Seelennarben, und sie sind oft nicht weniger ehrwürdig.

Mich reut kein Spruch, den schonend ich gesprochen,
wo man den Bruder auf der Wage wog,
wenn ich gehofft, wo ihr den Stab gebrochen,
und Honig fand, wo Gift ein Andrer sog.
Und war zu mild mein Spruch, zu kühn mein Hoffen,
im Himmel sitzt er, der das Urteil spricht;
auch mir bleibt nur ein Gnadenpförtlein offen —
es reut mich nicht. (Gerok)

Sieh, da ist uns der herbe und bittere Kern süß geworden.

Die alten Griechen sagten für „verzeihen" „mitverstehen"; und Platon benutzt das zu einem Wortspiele (Symp. 218 A): „Sie allein werden verstehen und mitverstehen (das ist verzeihen), wenn er Außergewöhnliches wagte." So haben wir also auch das von den Griechen: „Alles verstehen heißt alles verzeihen." Wie stehts nun mit der herben Strenge des Verurteilens? Aber nun sind doch da Gott sei Dank vor allem die, welche noch frisch und gesund sind an Leib und Seele, und fröhlich des Lebens Stürme sich um die Ohren sausen und die Wangen von ihnen sich röten lassen dürfen, und die hoffen können, den Verhältnissen zu entrinnen oder sie sich zu unterwerfen. Für sie gilt der Goethesche Weckruf:

Feiger Gedanken
bängliches Schwanken,
weibisches Zagen,
ängstliches Klagen
wendet kein Elend,
macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
zum Trotz sich erhalten,
nimmer sich beugen,
kräftig sich zeigen
rufet die Arme
der Götter herbei.

Für die Starken, für die, die noch kämpfen können, die noch nicht „des Treibens müde" sind. Und Goethe gehörte zu den Starken, obwohl den jungen Studenten einst lange Zeit schwere Krankheit darniederwarf — freilich auch zu den Schoßkindern des Glücks. Und wenns ganz schlimm wird, so mag gerne ein wenig Trotz hinzukommen. Trotz ist, bis zu einem gewissen Grade, Kraft:

... und eh ich einen Feind bezwinge,
hat mich der nächste weggerafft. ...
So spritz dein Blut ihm hin und fall,
und einen Kranz wird man dir gönnen;
wenn wir nicht alle siegen können,
so können wir doch fechten all! (Falke)

Das ist nun schon herber Kraft und Strenge genug!

Und nun vollends in der Erziehung soll immer kraftvolle Frische und straffe Bestimmtheit das erste Wort führen! Beim Erziehungswerke müssen zunächst immer Kräfte und schlummernde Anlagen vorausgesetzt werden. Sonst zerrinnen und zerfließen für Zöglinge und Erzieher alle starken Richtlinien in eitel Dunst und Nebel. Männer wollen wir erziehen! Hier, wie überall, wo noch irgend Kraft ist, tönt markig das Kantische: „Du kannst, denn du sollst!"

Aber die Schwachen? Die Kranken, die dahinsiechen und sind zu nichts nütze, und sehen Tag für Tag aufs neue vor sich dieselbe schwarze Wand, und da ist keine Änderung, kein Ausweg, kein Lichtstrahl — was sollen wir denen bieten? Und was sollen wir uns bieten, wenn die Trostlosigkeit geschauten und erlebten Leides mit eiserner lähmender Faust die Flügel unsrer Seele zu Boden drückt? Da hat uns Aristoteles ein wunderbar tiefes, kostbares Wort geschenkt. Auch er war der Stärksten und Harmonischsten einer — und hat doch auch an die Schwachen gedacht. Sein Wort schaut uns an wie ein stiller Bergsee und die tiefen, schwarzen Schatten der Wälder ruhen in seinem Spiegel: „Nicht die Schönsten und Stärksten erhalten den Siegerkranz in Olympia, sondern die, welche kämpfen; denn ihrer einige sinds, die gewinnen und den Sieg behalten." (Nikom. Ethik 1099 a.)

Das Wort haben wir lieb. Dabei können einem die Tränen kommen. Hier ist wieder, was uns die Augen feucht macht: tiefe, gütige Milde und Verständnis für das unendliche Weh der Menschenseele, die abseits von dem Kreise der Schönen und Starken in der Einsamkeit seufzt und ringt unter seelischer Schwachheit und leiblichen Gebrechen. Und Schwachheit und Gebrechen sind oft unschön, ja häßlich. Dieser Seelen Teil ist das Stillesein. Und sie haben das schwerste Teil erwählt und kämpfen den schwersten Kampf. Doch: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" — nein, der ist schon erlöst. Das ist unser Licht und unser Trost.

Wir haben wohl nun das Problem begriffen in seiner ganzen unendlichen Tiefe. Aber noch immer schaut es uns an mit seinen tieftraurigen, rätselvollen Augen. Noch immer wissen wir keine klare und volle Antwort auf die Frage: wieviel sollen und dürfen wir fordern von uns und andern? Wie sollen wir im letzten die Strenge sittlicher Forderungen mit der Milde alles verstehender Güte in Einklang bringen? „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Da sind wir bei Jesus. Solange die Erde steht, hat keiner das Problem in seiner ganzen ungeheuren Wucht gesehen und — zugleich ganz durch sich selbst überwunden als er. Keiner. Nur fragt sichs, was alles für Welten hinter seinem Worte liegen.

Gewiß, oft können wir sagen: dem ist viel gegeben an Gaben und Kräften des Körpers, der Seele, des Geistes, und jenem wenig. Aber bei den ganz schweren Nöten der Seele und des Leibes? Wer wagt es da, zu richten: „Es liegt am Willen! Wenn er sich mehr aufraffte!" Wissen wir denn im letzten, wieviel Andern gegeben ist? Wissen wir, wieviel uns selbst gegeben ist? Im Letzten — wissen wirs nicht. Nein. Nie.

So bleibt uns als der Weisheit letzter Schluß dieses: Denen, welchen genug gegeben ist, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

Und nun: Gott sei Dank, daß kein Mensch weiß, wieviel ihm und Andern gegeben ist! Gott sei Dank! Kein Mensch, auch kein Psychologe und kein Arzt, und sähen sie Menschenleib und Menschenseele mit den Augen der Lupe und denen des Adlers!

Denn nun bleibt Zweierlei:

Weil wir von Andern nicht wissen können, wieviel ihnen gegeben ist, dürfen wir — in den ganz großen Nöten des Leibes und der Seele — nie wagen zu richten: Ja, hätte er Gott mehr geliebt! „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein!" — „O lieb, so lang du lieben kannst ..., die Stunde kommt, die Stunde kommt ..."

Und weil wir von uns selbst nicht wissen können, wieviel uns gegeben ist, so bleibt uns in den allergrößten Nöten nur eins: unbedingter Kampf bis zum letzten Puls und bis zum letzten klaren Gedanken. Und wenn nicht unbedingt fröhlich und siegesgewiß, so doch unter der Fahne: weiter komm ich doch! wer weiß, wie weit? — —

Vor mir steht ein hohes Gebirge. Zwei schneebedeckte Häupter krönen es, aufragend und verschwimmend in lichtblauen, weltenfernen Höhen, sonnenüberstrahlt. Und die Schatten, die in den Mulden und Klüften der schneeigen Häupter liegen, gestalten und verdichten sich im Flimmern der lichten Ferne zu Buchstaben. Und ich glaube sie zu erkennen, die Botschaft aus höheren Welten, aus dem weißen Glanze heraus, der um die fernen Höhen flutet.

Auf dem einen der beiden Gipfel les ich:
Im Letzten — im Letzten — von Andern Nichts!
Und auf dem andern:
Im Letzten — von mir Alles!
Bei Jesus war — beides:
„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" und:
„Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Doch nicht wie ich will."

Freiberg Theodor Wagner †

Zur Neugestaltung der Pädagogik

Die Pädagogik gehört zu den geistigen Tätigkeiten, von denen wir mit Recht sehr viel für die Zukunft erwarten. Freilich wird dann auch in ihr wie auf so manchem andern Gebiet eine starke Umstellung nötig sein. Denn in der Pädagogik der Gegenwart hat sich mancher Übelstand herausgebildet, auf den von den verschiedensten Seiten der Finger gelegt worden ist. Einer der grundlegenden Übelstände ist die Spannung zwischen Individualpädagogik und Sozialpädagogik, eine Spannung, die zunächst gewiß rein theoretischer Art ist, die sich aber in der Praxis bald sehr stark auswirkt. Auf der einen Seite beobachten wir unter dem Schlagwort „Jahrhundert des Kindes" eine rein individualistische Erziehung, die es eigentlich nur darauf absieht, dem Kinde seinen kleinen Eigenwillen zu erfüllen und das Kind werden zu lassen, wie es ihm nun einmal beliebt, die sich jedenfalls ausschließlich nach den Interessen des Kindes richtet. Demgegenüber steht auf der andern Seite unter dem Schlagwort der „Soziologie" die entgegengesetzte Richtung, die im Grunde nichts Anderes will, als das Kind dem Sozialverbande eingliedern *). Beide Richtungen haben ihr beschränktes Recht: jene bringt Etwas zur Geltung, was lange, lange verkannt oder doch nicht beachtet worden ist, die Eigenart des Kindes; diese betont etwas, wogegen man sich in dem modern manchesterlich-liberalen Zeitalter nur zu sehr gesperrt hat, die Forderungen der Gemeinschaft an ihre Glieder. Sollen sich diese beiden Strömungen nun aber nicht gegenseitig hemmen und damit gerade ihr Bestes gegenseitig aufheben, dann werden wir eine Wechselwirkung zwischen beiden anzustreben haben, die die theoretische Pädagogik zu klaren Grundsätzen zu bringen und die praktische Pädagogik zu beherzigen haben wird.

1. Die individuelle Erziehung muß unter soziale Gesichtspunkte gestellt werden: Schule, Kirche, Staat.

2. Die soziale Erziehung muß unter individuelle Gesichtspunkte gestellt werden: Jugendrecht, freie Arbeit, Selbstbestimmung.

1

Die alte Erziehung bildete den Menschen, damit er etwas wurde, damit er bald zu guter Stellung und zu lohnendem Brot kam. Darüber hinaus bildete sie ihn zu einem Menschen, der innerlich lebendig war, der sich an den großen Kulturwerten innerlich bereicherte. Die Familie sorgte für das Kind und erwartete, daß es ihr Ehre mache, indem es Fortschritte aufwies. Schwache Leistungen des Kindes wurden als Schädigung des Familienansehens empfunden. Von der Schule als „Bildungsanstalt" erwartete man, daß sie diesen Interessen genüge, und man fühlte sich gehoben, wenn man Kinder hatte, die in der Schule zu den „Besten" gehörten. Daß in dem allen etwas Berechtigtes steckt, soll gar nicht bestritten werden, aber das ganze Bildungsideal, die ganze Schulauffassung, die hier vorliegt, ist einseitig individualistisch gedacht. Nun gilt es aber heute den modernen sozialpädagogischen Gedanken von der Schule als Lebensgemeinschaft zur Geltung zu bringen. Die Schule ist nun und nimmer eine „Anstalt", geschweige denn gar eine „Hilfsanstalt" der Familie, sondern ein autonomer Organismus mit eigenen, ihm besonders eigenen Lebenskräften. Nur aus der Verkennung dieses grundsätzlichen Charakters der Schule heraus sind all die privaten Zirkel zur Umgehung der Grundschule zu erklären; denn wer sich des autonomen Charakters der Schule als Lebensgemeinschaft bewußt wäre, der würde sein Kind — selbst bei kritischer Einstellung zu Einzelheiten der Schulorganisation — dieser Lebensgemeinschaft so bald wie möglich zuführen. Nur weil die Schule selbst dieser Idee der Schule bisher nicht oder zu wenig genügt hat, erklärt sich die oft recht kühle Haltung der Jugend zur Schule, die sich einer Lebensgemeinschaft viel freudiger eingliedern würde. Es kommt darauf an, daß die Jugend durch Eingliederung in den Lebenskreis der Schule Anteil an seinem besonderen geistigen Inhalt gewinnt, und daß alles Wissen und Können, das in der Schule erworben wird, aus dem gemeinschaftlichen Leben und Arbeiten erwächst. Nicht Einzelwissen soll durch die Schule an den Einzelnen herangebracht werden, sondern in gemeinschaftlicher Arbeit und in gemeinschaftlichem Leben reift die Jugend der Vergeistigung entgegen. Ists aber so mit der Schule bestellt, dann werden hier nicht Ausrüstungen für die Durchsetzung persönlicher Lebensinteressen gesucht werden, sondern dann wird hier gerade durch die Kraft des gemeinschaftlichen Arbeitens und Lebens der Egoismus vergessen und soziales Fühlen und Wollen erweckt werden.

Die Schule ist nun aber nicht der einzige Lebenskreis, in dem die Jugend steht. Schon vor dem Eintritt in die Schule steht sie ja in dem naturgegebenen Lebenskreis der Familie. Und wenn heute das Recht der Eltern in der Erziehung so stark betont wird, so setzt sich damit ein sehr berechtigter Gedanke durch. Es ist nur zu wünschen, daß sich hinter die Geltendmachung der Elternrechte nicht allerhand politische Tendenzen verstecken, die womöglich die großen sozialen Kräfte der Schule verkümmern lassen. Jedenfalls kann es geschehen, daß sich die Schule in ihrem Recht gegen bestimmte Bestrebungen des Familienegoismus wird wehren müssen, namlich dann, wenn die großen sozialen Mächte der Familie überwuchert werden durch kleinmenschlichen Individualismus. Dasselbe ist auch von der religiösen Gemeinschaft zu sagen. Sie ist ein autonomer Lebenskreis, in dem der Mensch länger steht und stehen bleibt als in der Schule. Sie hat ihre eigenen, nur ihr eigenen Lebenskräfte, die dem jungen Menschen nicht entzogen werden dürfen. Diese Lebenskräfte hat die Schule anzuerkennen und darf ihnen nicht durch ihre Wirksamkeit entgegentreten oder sie auch nur durch unfreundliche Rücksichtslosigkeit oder Gleichgültigkeit hemmen. Die modernen konfessionellen Elternbunde haben also soweit vollkommen Recht, als sie diesen Gedanken zu ihrem Recht verhelfen wollen; es wird nur auch hier ernstlich davor zu warnen sein, daß sich hinter solchen Bestrebungen weitergehende kirchenpolitische oder etwa gar parteipolitische Bestrebungen verbergen. Unverrückbar fest steht das Recht der religiösen Erziehung; es wird nur anzustreben sein, daß diese religiöse Erziehung weniger als bisher die rein persönliche Erbauung und dogmatische Belehrung als vielmehr die Entbindung der großen sozialen Lebenskräfte des Religiösen anstrebt. Tut sie das, dann wird sie mit der weltlich-kulturellen Arbeit der Schule geschwisterlich zusammengehen können.

Bei aller sozialen Bedeutung, die der Schule und der Kirche zukommen, dürfen diese aber nicht die Alleinherrschaft über die Jugend anstreben. Gewiß sollen Schule und Kirche die ihnen eigentümlichen autonomen sozialen Lebenskräfte entfalten, aber sie sollen und müssen das im Rahmen des Volksstaates. Alle Schulerziehung und alle religiöse Erziehung sind wertlos trotz allem Wertvollen, was sie bieten, wenn sie nicht den Boden bereiten, auf dem eine gesunde Staatsgesinnung erwächst. Unter Staatsgesinnung ist dabei nicht irgendwelche erregte Gefühligkeit zu verstehen, die eher gefährlich als nützlich ist, sondern der feste Entschluß und der heilige Wille, dem Staate, in dem man lebt, dem Staate, wie er geschichtlich gegeben ist, mit der ganzen Hingabe unter Zurückstellung aller persönlichen Wünsche und Interessen zu dienen, mit den Volksgenossen zusammen zu leiden und zu lieben, zu arbeiten und zu hoffen, zu entbehren und zu glauben. Je mehr dieser Gedanke in die Erziehung Eingang findet, desto mehr wird aller selbstsüchtige Individualismus überwunden werden. Es mag in diesem Zusammenhange noch

*) Vgl. Ausführliches in meinem Buche: Pädagogische Charakterköpfe. M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 3. Aufl. 1921.

ausdrücklich gesagt werden, daß solche soziale Erziehung jede Erfüllung der Jugend mit Oppositionslust gegen den bestehenden Staat verbietet, denn jugendlicher Fanatismus wird dann nur zu leicht dazu neigen, an die Stelle selbstlosen Dienens die Durchsetzung des, wenn auch noch so edel gefühlten, Eigenwillens zu setzen.

2

Eine soziale Erziehung im gekennzeichneten Sinne wird nun aber Raum geben müssen, daß die so sozial erzogene Jugend nicht in ihrer berechtigten Eigenart, die gerade das Beste und Wesentlichste für das Werden geistiger Persönlichkeiten ist, verkümmert. Familienerziehung kann zur Familiensimpelei entarten und Schulerziehung kann zur Schuldiktatur werden. Hiergegen hat sich die Jugend in der Jugendbewegung mit allem Nachdruck aufgelehnt und versucht „unabhängig von den Geboten der Konvention sich selbst ihr Leben zu gestalten". Zieht man einige Merkwürdigkeiten und Entgleisungen der Jugendkreise, wie sie überall vorkommen, ab, dann wird zu sagen sein, daß diese Absicht voll erreicht ist. Das Leben der Jugendlichen hat heute tatsächlich viel mehr Freiheit und Selbständigkeit erlangt als früher. Vieles von dem, was heute der Jugend an Bewegungsfreiheit mit einfacher Selbstverständlichkeit gewährt wird, wäre in unseren Schülertagen nicht bloß unmöglich gewesen, sondern hätte, wäre es geschehen, das blasse Entsetzen der älteren Generation hervorgerufen. Viele Notwendigkeiten, denen wir unterworfen waren, und die uns so drückten, weil sie nicht unserer Jugendart und zwar unserer berechtigten Jugendart entsprachen, sind nicht mehr. Man hat erkannt, daß Jugend ein Stück Eigenleben ist, das nicht mit den Maßen der Erwachsenen gemessen werden darf, und das nicht den Gesetzen der Erwachsenen unterworfen werden darf. So hat sich hier in aller Sozialerziehung ein gutes Stück gesunder Individualismus durchgesetzt. Nicht bloß die Familie hat dem Rechnung getragen, sondern auch die Schule hat, ob willig oder widerwillig, nachgeben müssen, und so sehen wir heute, daß in unseren Schulen sich viel mehr jugendliche Eigenart entfalten kann, als das zu unserer Schulzeit möglich gewesen wäre.

Die Schule hat nun in noch weitergehendem Maße der Eigenart der modernen Jugend Rechnung getragen. Aus den Unterrichtsstunden, in denen uns früher mehr oder minder das vom Lehrer vorgetragen wurde, was wir zu wissen hatten, und was man uns im Examen abfragen wollte, sind mehr und mehr freie Arbeitsgemeinschaften geworden, in denen nicht mehr der Lehrer der Redende und der Schüler der Hörende ist, sondern in denen in wechselseitiger geistiger Arbeitsgemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler die Erkenntnisse gewonnen werden. Gaudig ist sogar soweit gegangen, die Frage des Lehrers möglichst auszuschalten und den Schüler auf Grund seiner geistigen Interessen fragen zu lassen. Dieses Verfahren hat weiter dazu geführt, den „Unterrichtsstoff" wesentlich zu beschneiden, weil an die Stelle der Übersichten gründliche und darum mehr Zeit raubende Arbeit auf Einzelgebieten trat. Bei der Auswahl der Einzelgebiete konnten aber die Wünsche und Interessen der Schüler mehr berücksichtigt werden. Aus dieser Berücksichtigung erwuchsen viel größerer Fleiß und viel größere Hingabe an die Schularbeit, wodurch das Schulleben wesentlich verinnerlicht wurde. Damit gewann der Einzelne ein viel innigeres Verhältnis zur Schule und ihrem geistigen Leben.

Damit ist bereits der dritte Gesichtspunkt berührt, unter dem auch die strengste Sozialerziehung persönlicher gestaltet werden kann: die Selbstbestimmung der Lernenden. Was in den unteren und mittleren Schulklassen mehr immanent im Zusammenhang der Arbeitsgemeinschaft auftritt, wird auf der Oberstufe zum Prinzip erhoben. Es hat das seinen Fachausdruck in dem Begriff der freien Gestaltung des Unterrichts gefunden. Wir Älteren wissen noch sehr genau, wie schwer es auf uns lastete und unser Schulinteresse lähmte, wenn wir alle vorgeschriebenen Fächer in der vorgeschriebenen Stundenzahl absitzen mußten, mochten sie uns auch noch so gleichgültig sein. Daraus entstand viel Schulekel. Jetzt fängt man hie und da — keineswegs schon überall *) — an, und bietet die Möglichkeit auf bestimmte Stunden zu verzichten und dafür andere Fächer, denen sich die Neigung des Schülers zuwendet, eingehender zu betreiben. Darüber hinaus wird nachdrücklich eine Reform des Abiturientenexamens gefordert **), das in seiner jetzigen Gestalt leicht zum Pauken und unter Umständen zu feinerer oder gröberer Unehrlichkeit verführt. Es wird auch hier an eine viel freiere Form gedacht, die auf Paradeleistungen verzichtet und den jungen Leuten ermöglicht, ihre Begabungen, Interessen und Arbeitsergebnisse wirklich darzutun. Auch hier waltet also das ernste Bestreben ob, den berechtigten Ansprüchen der Individualität entgegenzukommen, um dadurch die Innerlichkeit anzuregen. Daß dies nicht zur Weichlichkeit und Oberflächlichkeit verführt, wie Anhänger des Alten befürchten, dafür bürgt die gründliche soziale Fundierung der Erziehung, auf deren Grundlage erst die Individualisierung möglich, dann allerdings auch notwendig wird.

Wird das pädagogische Schaffen derart ein- und umgestellt, dann werden wir einen ganz neuen Begriff der Pädagogik gewinnen. Pädagogik ist dann nicht mehr die Beeinflussung der jüngeren Generation durch die ältere, um jener die geistigen Güter dieser zu übermitteln. Dieser Begriff ist viel zu eng und viel zu flach. Pädagogik wird dann jedes Bemühen zur Durchsetzung der geistigen Ideale im gemeinschaftlichen Streben der Menschen. Pädagogik ist dann auch nicht mehr die Übermittlung eines festen Besitzes von den älteren an die jüngeren Menschen. Pädagogik ist dann das gemeinsame Streben von Alt und Jung nach immer neuem Werden auf dem Wege zum Geist. Wird in diesem Geiste gearbeitet, dann wird auch ein neues Ziel der Pädagogik erscheinen, die geistige Emporbildung unseres deutschen Volkes zu einem gemeinschaftlichen Leben in den Gütern der idealen Welt: Bildungseinheit des deutschen Volkes hat man dieses Ziel genannt ***). Und hinter diesem Ziel erscheint als letztes und höchstes der Sieg der idealen Welt unseres Glaubens und Hoffens, das Reich Gottes.

Minden i. W. Kurt Kesseler

*) Die preußische Schulreform von 1924 bremst hier wieder.

**) Vgl. meinen Aufsatz: Der Sinn der Reifeprüfung. Deutsches Philologenblatt, Quelle u. Meyer, Leipzig 1922, Nr. 31, und Adolf Grimme, Vom Sinn und Widersinn der Reifeprüfung. Ernst Oldenburg, Leipzig, ohne Jahr. Felix Behrend, Individualität und Schularbeit. Röhl und Cie, München 1923.

***) Vgl. Hans Richert, Die deutsche Bildungseinheit und die höhere Schule. J. C. B. Mohr, Tübingen 1920.

Psychiatrie und Religionspsychologie

Ein Schlußwort zu dem Nachwort Vorbrodts (CW 1924, 31/32)

Über meinen Vortrag „Gefühl, Erlebnis, Wahn", den ich am 3. Oktober 1923 in der Versammlung des Bundes für Gegenwartchristentum in Weimar hielt, habe ich manches hören müssen: Lobendes, Kritisches, Tadelndes. Das hing von der Stellungnahme und der Erwartung des Hörers ab. Die alte Erfahrung, daß das Betreten von Grenzgebieten für arglose Spaziergänger gefährlich werden kann, hat sich auch bei mir in diesem Falle bewahrheitet.

Was wollte ich eigentlich? Sicher wollte ich nicht über das Verhältnis von Religion und Medizin oder von Psychiatrie und Religionspsychologie sprechen, mindestens nichts Programmatisches oder Prinzipielles zu dieser Frage bringen. Denn wenn über Kompetenzaufteilung zwischen zwei Gebieten in öffentlicher Versammlung verhandelt werden soll, muß bei den Anwesenden sachver-

ständige Kenntnis vorausgesetzt werden. Diese nahm ich, als ich mir mein Thema überlegte, bei dem Auditorium gar nicht an und spreche sie ihm auch heute noch retrospektiv — mit ganz verschwindenden Ausnahmen — rundweg ab. Meine Absicht war eine viel einfachere und bescheidenere; das muß jeder Hörer aus meinen Worten entnommen haben. Auch aus meinem kurzen Autoreferat (CW 1923 45/46) geht dies für solche, die etwa meinen Vortrag — wie Vorbrodt — nicht gehört haben, hervor.

Vor allem war eine strenge Bescheidung notwendig, wenn ich nicht ins Uferlose geraten wollte. Einige deutliche, kräftige Striche, die jeder Gebildete verstehen sollte (kein verwirrendes Gerank gelehrter Arabesken mit üppiger Literaturbeschwerung) sollten zeigen: wie der Mensch am Leben seelisch erkranken und wie ihm der Mensch im Arzt und Laien in seiner Not helfen kann. Daß ich dabei auch den Theologen im Auge hatte — ja ihn gerade zuvörderst —, habe ich unverkennbar herausgestellt.

Gegenüber dieser ganz einfachen Sachlage kommt mir das „Nachwort" Vorbrodts zu meinem Vortrag vor, wie wenn Jemand mit Kanonen nach Spatzen schießt. Der Kraftaufwand ist der Mühe nicht wert. Wollte ich auf die Vorbrodtschen Ausführungen eingehen, die nur in lockerem Zusammenhang mit dem Thema meines Vortrags stehen, wäre ein zweiter nötig. Ich sehe davon ab. Ich will nur über die „Barrieren" sprechen, die ich um mein Sondergebiet gegen unbefugtes Betreten durch nicht Legitimierte zog, und über die „Sperre", die ich zum Mißfallen Vorbrodts zwischen Psychiatrie und Theologie aufrichtete. Eigentlich hat in der Hauptsache ein Theolog mich dieser Mühe überhoben. Was Professor von Soden in seinem Vortrag über „Religion und Medizin in der geistigen und sozialen Krisis der Gegenwart" (CW 35/39) in sachlicher Form vorbringt, umreißt die Stellung des Arztes zum Theologen in einer Weise, der ich im Prinzip nichts hinzuzufügen habe. Darüber hinaus möchte ich ganz persönlich nur Folgendes bemerken:

Ich gehöre nicht zu den „bornierten" Psychiatern, die sich einbilden, sämtliche Heilungsmöglichkeiten des kranken Seelenlebens in Erbpacht zu haben. Daß „Psychotherapie" Jeder treiben kann, sogar mit Erfolg: die Heilsarmee, der Buddhismus, die Christian science, Pfarrer Blumhardt, Johannes Müller, Rudolf Steiner, der Schäfer Ast und Gott weiß wer sonst noch, weiß ich so gut wie Vorbrodt und seine Gewährsmänner, auf die er sich beruft. Ich bin sogar so ketzerisch, zuzugestehen, daß wir Ärzte oft den Erfolg einer Behandlung uns zuschreiben, während die heilende Psychotherapie auf unkontrollierbaren Hintertreppen zu dem Kranken gelangte oder ihn mit oder trotz des Arztes das „Leben" gesund machte. Die Surrogatwege, die die menschliche Seele zur Abreaktion unverwendbarer Gefühlsmassen, zur Vermeidung von Verdrängung und Verhaltung aufsucht, sind mir wohlbekannt. Sie vermögen oft mehr als der Weg in die ärztliche Sprechstunde. Das Menschenherz ist ja ein eigen Ding. Das habe ich in meinem Weimarer Vortrag in aller Offenheit gesagt. Ich gehöre auch nicht zu den Psychiatern, die da meinen, die Seele hätte mit dem Gehirn in dem Sinne zu tun, daß die Kenntnis der Gehirnanatomie Voraussetzung für Psychotherapie sei, und nur der könne ein guter Seelenarzt sein, der anatomisch im Gehirn trefflich zu lokalisieren und neurologisch zu diagnostizieren verstehe.

Aber alle diese Zugeständnisse heben die Grenzen nicht auf, die zwischen der beruflichen Tätigkeit des Psychiaters und des Theologen bestehen. In meinem Vortrag habe ich zur Verdeutlichung der Situation einige große Formenkreise aufgezeigt, die in dieser Hinsicht verschieden gewertet werden müssen. Gewisse Gruppen (z. B. die „phasischen" und die „prozeßhaften") behielt ich der Domäne der ärztlichen Wissenschaft und klinischen Forschung vor, weil sie den Menschen mutatis mutandis befallen wie eine Gelbsucht, eine Nierenschrumpfung oder Tuberkulose. Bei der großen Gruppe der sogenannten reaktiven Erkrankungstypen, die, soweit wir sehen, im „Seelischen" laufen, appellierte ich an die tatkräftige Mithilfe verständnisvoller Laien. Wenn man sich überlegt, wie groß dieses letzte Gebiet ist, müßte man annehmen, der Theolog hätte an der ihm dadurch zugewiesenen Mitbetätigung übergenug. Aber es ist immer das alte Lied: wem man den kleinen Finger reicht, der greift nach der ganzen Hand. Ich glaube, selbst J. H. Schultz, den Vorbrodt mehrfach als Eideshelfer zitiert, würde es wohl bange werden, wenn er sähe, wie dieser der Psychiatrie zu Leibe rückt, um ihr schließlich nur noch eine Art von eng umgrenztem, wissenschaftlich-akademischem Scheinleben zu gönnen, während er für die Religionspsychologie die Pforten ins psychiatrische und psychotherapeutische Arbeitsfeld möglichst weit geöffnet wissen will. Nicht so, wie ich sie vorsichtig umgrenzte, soll nach Vorbrodt die Mitarbeit des Theologen in der seelischen Krankenbehandlung sein, „nicht die abgesteckte Domäne der Psychiatrie mit ihren noch feiner abgezäunten Gruppen, sondern Psychosen (wohl schlechthin, Verf.) mit ihren nicht abzugrenzenden Wirkungen auch auf das Leibesleben (!, Verf.) sind denn doch das Arbeitsfeld auch des religiösen Seelsorgers". Das ist zuviel verlangt, auch wenn man zugibt, daß man suggestiv Brandblasen auf der Haut erzeugen kann und autosuggestiv Stigmatisationserscheinungen auftreten.

Es ist ja selbstverständlich, daß der Seelsorger auch bei einer echten Melancholie, bei einer Puerperalpsychose, bei einem Paralytiker oder einer Dementia praecox irgendwie gelegentlich sich wird betätigen können. Aber wer die Arbeit an diesen Kranken kennt, aus der harten Wirklichkeit, nicht nur aus schöngeschriebenen Büchern, der wird die „Sperre" begreifen, die nicht nur ich, sondern die Realitäten zwischen Psychiatrie und Theologie aufrichten. Hier handelt es sich doch um Dinge, die religionspsychologisch in keiner Weise verständlich und faßbar sind, sondern nur mit ärztlich-wissenschaftlichem, pathologisch-anatomischem und klinischem Rüstzeug. Für den allgemeinen Dienst an der kranken Menschenseele ist mir als Psychiater jeder Helfer willkommen. Aber das gilt nur für die psychischen Erkrankungen, denen auf weite Strecken eine psychologische Einfühlbarkeit auch für den Laien eigen ist. Das war der Sinn meiner Worte in Weimar. Dabei war ich weit davon entfernt, bei den reaktiven Erkrankungsgruppen dem religiösen Seelsorger nur ein verständnisvolles Einfühlen zu gestatten, wie Vorbrodt etwas gekränkt meint. Nicht nur einfühlen, sondern auf Grund der richtigen Einfühlung helfen, das war meine Aufforderung an meine Hörer, und eine Voraussetzung dazu: das richtige Verständnis für Ursache und Auswirkung im Seelischen wollte ich ihnen geben. Alle Fakultäten sollen bei ihrem Interesse für die Volkspsyche zu Wort und Recht kommen, der Psychiater, der Jurist, der Pädagog, der Seelsorger, darin stimme ich Vorbrodt bei. Wir brauchen dazu aber nicht die Schaffung einer neuen Disziplin, die sich zum Ziel setzte, eine neue umfassende Art der Psychotherapie herauszuarbeiten, mit der sie dann selbständig auftritt und sich autonom breit macht. Die Behandlung psychisch Kranker muß Beruf des Psychiaters sein. Dabei ist Psychotherapie für ihn Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit zugleich. Inwieweit er dabei das „Religiöse" berücksichtigt, ist Sache seines Verständnisses und Gewissens. „Es wäre gut, zu untersuchen, ob nicht manche Psychose eine Ersatzbildung für unbefriedigte Religiosität ebensogut sein könnte, wie für unbefriedigte Sexualität": dieses kluge Wort von Sodens mag sich mancher Psychiater ins Stammbuch schreiben.

Auch die Theologie hat Psychotherapie nötig, wenn sie ihre Aufgabe an der Volksseele erfüllen will. Aber auch darin hat von Soden Recht: der Theologie und der Me-

dizin sind durch die Geschichte ihre Aufgaben zugewachsen von dem Anfang an, wo der Zusammenhang von Religion und Medizin ein enger war. Was aber bei dieser Entwicklung von der Religion und Theologie auf die Medizin übergegangen ist (wohlgemerkt, nicht durch Zufall, sondern auf dem Wege ernster Forschung und harter Arbeit), das kann der Geistliche nicht wieder zurücknehmen, ohne sich in die höchst zweifelhafte Position des ärztlichen Dilettantismus zu begeben. Daran kann auch die imposanteste Belesenheit und theoretische Vertrautheit mit den schwebenden Tagesfragen nichts ändern. Im Gegenteil, es will mir scheinen, daß einer, der zuviel weiß, schließlich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Ich habe auch kein Zutrauen zu einer gewissermaßen „intermediären" Disziplin, die sich zur Aufgabe setzte, im Sinne Vorbrodts Psychotherapie oder, wie er es nennt, „psychobiozentrische" Therapie zu treiben. Ein altes Sprichwort sagt: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Das klingt in diesem Zusammenhang etwas grob, und ich möchte deshalb lieber sagen: Es kann einer nur Psychiater oder Theolog. Arzt oder Geistlicher sein. Beide können „Psychotherapie" treiben; das ist keine Standes-, sondern eine individuelle Eignungsfrage. Psychiatrie und Theologie sind zwei verschiedene Wissenschaften, die man deswegen nicht vermengen soll, weil sie sich in einem Segment ihrer Forschung und praktischen Arbeit begegnen. Beide haben ihre Grenzen und ihre besonderen Rechte und Pflichten auf einer eigenen historischen Entwicklungsgrundlage. Sie können sich gegenseitig befruchten und fördern in ihrem Hauptziel, im Dienst am Menschen. Ein Bindeglied zwischen beiden mag die Religionspsychologie sein, in der uns Männer wie Vorbrodt Werte schaffen, die wir in der praktischen Krankenbehandlung mit verwenden. Als Entgelt dafür hat es an einer Bereicherung des theologisch-religiösen Denkens durch eine Fülle von psychiatrischen Ideen, wie Vorbrodt auch anerkennt, nicht gefehlt. So kommen wir zu dem rechten Verhältnis: Damus petimusque vicissim und bleiben doch, was wir von Berufswegen sind.

Jena Wilhelm Strohmayer

Eine kurze Bemerkung zu Gogartens Ausgabe von Luthers De servo arbitrio[1])

Wie ich Ende 1922 für die Münchener Lutherausgabe De servo arbitrio nach der Übersetzung des Justus Jonas modern überarbeitet herausgegeben habe, so hat jetzt Gogarten dieselbe Schrift in eben jener Wiedergabe gesondert erscheinen lassen. Während es mir dort darauf ankam[2]), auf vorgeschriebenem Raum durch Einleitung und den Text begleitende wissenschaftliche Anmerkungen in einer Luther sonst nur kulturgeschichtlich würdigenden Ausgabe vermittels einer am historischen Tatbestand genau orientierten und doch das bloß Historische zu übergeschichtlicher Bedeutsamkeit bringenden Phänomenologie[3]) der innersten Frömmigkeit dieses Büchleins den Reformator des Glaubens dem Leser nahezubringen, unterzieht sich Gogarten (ohne sich freilich im Detail um die Exegese der Schrift Luthers zu kümmern), der überaus wichtigen Aufgabe, in einem Nachwort den tiefsten Sinn des Protestantismus darzulegen.

Überaus wichtig ist diese Aufgabe zumal im gegenwärtigen Augenblick eben darum, weil dieser Protestantismus, von allen Seiten in eine Defensivstellung gedrängt, nur dann sein Existenzrecht zu erkämpfen vermag, wenn er seine eigene innere Krisis überwindend sich auf seine letzte Lebenswurzel, und das heißt auf den Grundgehalt reformatorischen Glaubens erlebnishaft (Gogarten würde sagen: existenziell) besinnt. Wer bei der Tragik dieser Krisis vorschnell meint, mit den homöopathischen Mitteln gewisser sozialer oder kultischer, wo möglich nach katholischem Rezept angefertigten Reformen eine durchgreifende Therapie einleiten zu können, dürfte wahrlich ein schlechter Arzt sein. Weit wichtiger ist jedenfalls zunächst eine ehrlich gestellte, das Übel in seiner Tiefe und Tragweite tapfer ins Licht ziehende Diagnose. Und da hat nun Gogarten zweifellos recht, wenn er mit allem Nachdruck betont, daß der Schwerpunkt der Einstellung Luthers jedenfalls nicht auf einem bloßen Autonomiegedanken und auf der „Innerlichkeit" der Mystiker, Täufer und Spiritualisten (die uns mitsamt dem Humanismus ein Mann wie Troeltsch mit solcher Vorliebe als Väter eines modernen Protestantismus geschildert hat) beruht, sondern auf der strengen Gebundenheit an ein schlechthin Objektives, an den Gott Jesu Christi, vor dem zunichte, d. h. zum radikalen Sünder werdend erst der „Fromme" ein „Ich", „Person" wird, eben dann, wenn er sich von Gott, der einzigen wirklichen Person als „Du" angesprochen und zur Verantwortung gezogen weiß. Diese letzte, nur aus einem ganz bestimmten Positiven die Kraft und das Recht zur Negation schöpfende reformatorische Wahrheit aber, die sich im Prädestinationsgedanken, der mit philosophischem Determinismus nicht das Mindeste zu tun hat, kristallisiert, hat sich der Protestantismus unsrer und nicht erst unsrer Tage in der Absicht, mit dem Geist der modernen Welt, der Autonomie und des modernen Persönlichkeitsideals einen vorschnellen Kompromiß zu schließen, nur zu gern verschleiert, obwohl schon Kant ihn hätte kritisch stimmen können.

Freilich ist es mit historischen Erinnerungen an die „klassische Zeit" der Reformation auch nicht getan. Vielmehr, wie Luther bei allem Respekt vor der Wirklichkeit, gerade auch der Wirklichkeit der Historie, der ihn dem philologisch-historischen Geist des Erasmus verwandt erscheinen lassen konnte, eben jenem vorzuwerfen hatte, daß er wohl „Novum Testamentum transtulit, sed non sensit" —, so gilt es hier nicht so sehr, den Bestand reformatorischer Glaubensgedanken und Glaubensbegründung als theoretisches Gut in gelehrten Untersuchungen nach Art der Scholastik weiterzuschleppen, als vielmehr vor allem an der Paradoxie des peccator-iustus in innerster Gemeinschaft teilzuhaben. (Ob nicht am Ende durch solche übergeschichtliche Nähe auch die Kongenialität historischen Verstehens des geistesgeschichtlichen Phänomens der Reformation ihre eigentliche Erfüllung fände, sei hier nur nebenbei gefragt!)[4]). Auf alle Fälle indes ist eine evangelische Theologie damit letztlich vor die eine große und demütige Aufgabe gestellt, aus der fides heraus Zeugnis jener fides[5]), und das heißt dann genauer Zeugnis von dem „wirk-

[1]) Martin Luther, Vom unfreien Willen. Nach der Übersetzung von Justus Jonas, herausgegeben und mit Nachwort versehen von Friedrich Gogarten. Chr. Kaiser Verlag in München 1924.

[2]) Die obige Bemerkung sei mir freundlichst gestattet als Antwort auf die von Wolf in seiner Besprechung von Band 5 der Münchener Lutherausgabe (CW 1924 Nr. 7/8) ausgesprochene Frage. Ich möchte ihn darauf aufmerksam machen, daß nicht das reformationshistorische Problem „Luther und Erasmus", sondern eine Einführung in den reformatorischen Gehalt von De servo arbitrio nach systematischem Gesichtspunkt mir am Herzen lag.

[3]) Einen ähnlichen Versuch phänomenologischer Durchleuchtung hat später W. Mundle in dieser Zeitschrift (1923 Nr. 33) gemacht.

[4]) Vgl. zur Ergänzung meine Abhandlung über „das Verhältnis der Christologie zur historischen Leben-Jesu-Forschung" Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1920, bes. S. 323 ff.

[5]) Darüber gedenke ich noch in einer besonderen Schrift zu handeln. Hier möchte ich nur eine Bemerkung nicht unterdrücken, nämlich daß mich auch Brunners Schleiermacherbuch nicht von der Meinung abbringen konnte, diese Aufgabe sei schon von Schleiermacher erstmals methodisch gestellt, und das sei sein bleibendes Verdienst, wenn auch die inhaltliche Durchführung seines Programms nur zu erschütternd verrät, wie wenig ihm selbst das Wesen reformatorischen, nur am Objektiven orientierten Glaubens offenbar war. Nur darf man auch da nicht unterschätzen, wie sehr ihn bei seiner geistigen Entwicklung trotz allen Hemmungen durch den Zeitgeist die Gewalt Jesu als zentrale Macht in steigender Progression in ihren Bann zog. Hätte er Luther gekannt!

lichen" Gott zu sein — eine Aufgabe, der Luther eben in der genannten Schrift mit prophetischer Schärfe und Sicherheit gegen Erasmus und die von ihm vertretene egozentrische und rationale Theologie sich unterzieht. Kein Anderes ist ja, wie ich in meiner Einleitung ausführte, das Thema jener Kampfschrift als dies: entweder ist uns Gott souveräner Herr, oder er ist nicht; entweder ist Religion unbedingte Anerkennung der Herrschaft Gottes, oder sie ist nicht. Es ist die eminent kritische Fragestellung nach der Möglichkeitsbedingung wahrer Religion, die Luther erfüllt.

Drei Gedanken Gogartens in seinem Nachwort sind es, in denen ich einen erfreulichen Fortschritt der Diskussion erblicken zu dürfen meine. Einmal die These, daß der Glaube sei „Bindung durch den offenbaren, in die Endlichkeit eingegangenen Gott" (352). Denn damit bricht sich auch bei ihm die Erkenntnis Bahn [6]), daß eine Theologie, die Zeugnis des Glaubens sein will, sich in eine Sackgasse verrennt, wenn sie, statt sich an die Offenbarung Gottes in Christus zu halten, also der strengen Korrelation von Glaube und Offenbarung Rechnung zu tragen, mit einer dialektischen Reibung der Begriffe Mensch und Gott nach Art mathematischer Überlegungen ihr Geschäft getan sieht. Das Zweite hängt eng hiermit zusammen: nämlich die Einsicht, daß, „wenn es irgend Etwas in gar keiner Allgemeinheit geben kann, dann ist es die Liebe" (363). Denn Beugung unter die Majestät Gottes hat nur da im existenziellen Sinne statt, wo sie Erfahrung seiner konkret gewordenen niemals konstruierbaren Güte, seiner in der Konkretion der Offenbarung anschaulichen Liebe ist. Und endlich: wo diese göttliche Liebe, die einzige, die den Namen verdient, uns überwältigt, da ist das Herz frei, aber auch gebunden zum Dienst der Liebe am Nächsten, von dem auch Gogarten jetzt deutlich spricht (366).

Halle a. S. Friedrich Wilhelm Schmidt

Herrmanns Dogmatik

Dritter Abschnitt

Zehntes Kapitel: Die Gegenwart Gottes in den geschichtlichen Faktoren der Erlösung

§ 54. Die religiöse Erkenntnis der Gottheit Christi

Wissen wir uns in der Erfahrung der Macht Jesu wieder mit Gott verbunden oder mit ihm versöhnt, so entfaltet sich die Erlösung, die wir damit empfangen haben, in Gedanken, durch die der Christ ein neues Verständnis der Wirklichkeit, in der er lebt, und damit ein neues inneres Leben hat. Wir finden dann vor allem in unseren täglichen Erlebnissen immer wieder neue, uns überraschende Offenbarungen der Fürsorge Gottes. Wir kommen dann aber auch dazu, in der auf uns wirkenden Kraft der Person Jesu den einen allmächtigen Gott selbst zu erkennen. Dies geschieht aus folgenden Gründen:

1. Wer sich durch die Kraft der Person Jesu zu wahrhaftigem Vertrauen auf Gott gebracht weiß, hat damit ohne Zweifel die Vorstellung, daß in dem Wirken Jesu auf ihn sich der in dem Leben Gottes herrschende Wille enthüllt. Aber das Leben Gottes kann uns doch nicht anders offenbar werden als so, daß er selbst sich von uns fühlen und finden läßt (Apg. 17, 27). Wenn also Jesus in uns alle Unsicherheit über Gottes Wirklichkeit und über seine Stellung zu uns überwindet, so erzeugt er damit auch in uns den Gedanken, daß der persönliche Geist, der in dem Wirken Jesu auf uns eindringt und sich uns offenbart, Gott selbst ist (Joh. 14, 9).

2. Der von der Macht der Person Jesu innerlich überwundene Mensch erfährt in diesem inneren Vorgang auch das, daß ihm Gott seine Sünden vergibt (vgl. § 48). Aber die Vergebung Gottes können wir doch ohne Zweifel nur dadurch haben, daß Gott selbst uns erfahren läßt, es sei ihm an uns gelegen und er suche trotz unserer Sünde die Gemeinschaft mit uns. Deshalb wird durch die Kraft Jesu, uns der Vergebung Gottes gewiß zu machen, auch die Erkenntnis in uns geschaffen, daß wir in diesem Wirken Jesu auf uns mit dem persönlichen Gott selbst zusammengetroffen sind (Mark. 2, 7; 2. Kor. 5, 19; Röm. 8, 39).

3. Sobald uns Jesus in solcher Weise der Bürge für die Liebe Gottes geworden ist, wird es uns unabweisbar notwendig, ihn als gegenwärtig lebendig zu denken. Dann wird er uns aber die uns jetzt verborgene Macht der die Sünder rettenden Liebe. Diese uns umfassende Macht ist aber unser Gott.

Daß wir in solcher Weise Jesus Christus als das erkennen, was er wirklich ist, also in seiner Gottheit, hat Melanchthon in den Loci von 1521 in einem berühmten Wort ausgesprochen. Zehn Jahre später hat er dasselbe gesagt in der Apologie der Augustana II § 46 und 101 und III § 182 und 277. Wir können mit Luther diese Erkenntnis der Gottheit Christi so ausdrücken, daß wir Gott ins Herz schauen, wenn wir die Macht Jesu über unsere Seele verspüren. Auf der anderen Seite wird aber die Erlösung durch Christus erst dadurch in uns vollendet und in ihrem religiösen Sinn gesichert, daß aus dem, was wir als seine Einwirkung auf uns erfahren, der Gedanke seiner Gottheit entsteht. Denn darin, daß Christus uns erlöst, darf das Grunderlebnis aller wahrhaftigen Religion, daß Gott allein der Erlöser ist, nicht untergehen, sondern muß gerade darin anschaulich hervortreten. Der christliche Glaube kann also nur dadurch reine Religion bleiben, daß der Gedanke der Gottheit Christi in seinem wirklich religiösen Sinne in ihm entsteht.

Je mehr Gott uns eine Wirklichkeit wird, die wir erfahren, desto mehr erleben wir Gottes Herrschaft in uns, die allein uns erlösen kann. Jesus aber bewirkt das an uns, daß wir in seinem Wirken den uns zugewandten Gott selbst sehen müssen, der uns retten will. Wer das an der Person Jesu erfährt, wird auch den Gedanken der Gottheit Christi in sich entstehen sehen. Richtig verstanden ist jener Gedanke nichts Anderes als der volle Ausdruck des christlichen Glaubens an Gott. Der Gedanke der Gottheit Christi, wie er wirklich zum Leben des Glaubens gehört, hat daher folgenden Sinn: Die Person Jesu gibt und ist uns das, was nur Gott selbst uns geben und sein kann. Wir haben deshalb in Jesus nicht bloß eine einzelne Kundgebung Gottes vor uns wie in jedem anderen religiös verstandenen Erlebnis, sondern die Offenbarung Gottes, die uns ein religiöses Erleben erst vollständig möglich macht und sichert oder, wie Paulus Kol. 2, 9 es ausdrückt, die ganze Fülle des Einen persönlichen Gottes. Nichts Anderes kann uns überhaupt von Gott offenbar werden als sein auf uns selbst gerichtetes Wirken. Das aber enthüllt sich uns in voller Klarheit in dem, was wir an der uns anschaulichen Person Jesu erfahren. Der Glaube spricht also in dem Gedanken der Gottheit Christi eine wunderbare Tatsache aus, vor die er sich gestellt sieht.

Aber wenn wir das nun in Christus finden, so sagen wir uns auch, daß er zu Gott in einem anderen Verhältnis steht als sonst irgendein Mensch. Diese Stellung Jesu zu Gott in einem Begriff zu erschöpfen, ist uns nicht möglich. Wir können es nur bezeichnen mit dem biblischen Ausdruck, den uns das Neue Testament darreicht: Sohn Gottes (Joh. 1, 14; Röm. 8, 32). Alle Versuche, dieses Geheimnis der Person Jesu zu lösen, haben nur zu Formeln geführt, die Niemand versteht. Sie widersprechen aber auch von vornherein der Erklärung Jesu, die uns Matth. 11, 27 überliefert ist, daß uns nämlich eine solche Erkenntnis, die das Geheimnis seiner Person enthüllte, un-

[6]) In seiner abweisenden Antwort auf meine eben obige Einsichten postulierende Rezension (ZThK 1923, 293 ff.) übersieht Gogarten (ebenda S. 434 A. 1), daß eine religiös immer „neu" zu suchende Wahrheit in der theologischen Theorie „alt" sein kann, d. h. nicht erst von ihm oder einem Zeitgenossen entdeckt zu sein braucht.

erreichbar bleiben muß, weil nur Gott selbst ihn vollständig erkennt. Wenn dieser Gedanke von der Gottheit Christi in den Menschen entsteht, denen er allein faßbar werden kann, nämlich in denen, die durch ihn die sie völlig überzeugende Offenbarung und die Vergebung Gottes empfangen haben (1. Kor. 12, 3), so wird für sie von nun an die Verkündigung der Erlösung durch Christus die Form annehmen, der wir bei Paulus begegnen: sie werden von nun an sagen, daß Gott sie erlöst hat durch das Blut seines Sohnes. Das kann aber erst für den Menschen Wahrheit werden, der Jesus kennt und an ihm die erlösende Macht Gottes erfahren hat.

§ 55. Das christologische Dogma

Die religiöse Erkenntnis der Gottheit Christi bildet den Hauptinhalt des Johannesevangeliums. Auch auf der ersten ökumenischen Synode zu Nicäa ist diese wirklich religiöse Erkenntnis noch ausgesprochen. Denn die Formel ὁμοούσιος τῷ πατρί bedeutet nicht, daß der Sohn gleichen Wesens ist wie der Vater. Sie spricht etwas viel Größeres aus, nämlich daß er dasselbe Wesen ist wie der Vater. Es wird also damit gesagt, daß unser Glaube in Jesus Christus ebenso wie in dem Vater den Einen persönlichen Geist sieht, der allein Gott ist. Aber man machte sich nun damals nicht mehr klar, woraus für den Christen diese Erkenntnis erwächst. Deshalb wurde in der altkatholischen Theologie überhaupt nicht der Versuch gemacht, die Einigung von Gott und Mensch in Christus als eine dem Glauben anschauliche Tatsache aufzuzeigen, sondern es wurde versucht, sie als möglich zu begreifen, um wenigstens auf diese Weise den Gedanken zu sichern. Dabei muß man aber jenen religiösen Gedanken verlieren. Denn dieser bezeichnet eine Tatsache, die in dem Glauben der durch Christus Erlösten erfaßt, aber zugleich in ihrer Unbegreiflichkeit deutlich wird. Anstatt dessen überließ man sich jetzt einer Vorstellung, die überhaupt keine religiöse Art hat, weil sie dem Monotheismus widerspricht. Um nämlich die Menschwerdung Gottes in Christus begreiflich machen zu können, gab es zwei Möglichkeiten. Entweder stellte man sich das göttliche Wesen in Christus als eine Art von Untergott vor, für den es möglich sei, sich mit menschlicher Natur zu verbinden. Nicht Gott selbst kann danach Mensch werden, wohl aber der Sohn oder der λόγος, der zwar von Gott unterschieden oder nicht αὐτὸ θεος ist, wohl aber mit ihm verbunden. Oder man verstand unter der Gottheit einen Gottes-Begriff, der mehrere Individuen unter sich befassen könne. Auf beiden Wegen kam man wieder zum Polytheismus, den man doch im Gegensatz zu den Arianern in der nicänischen Formel hatte vermeiden wollen. Alle diese Versuche waren für die Klarheit des christlichen Glaubens höchst gefährlich. Um die Menschwerdung Gottes begreiflich zu machen, wollte man entweder die volle Wirklichkeit der menschlichen Natur in Christus nicht anerkennen wie Apollinaris von Laodicea, oder man ersetzte wie Arius die Gegenwart Gottes in dem persönlichen Leben und Wirken Jesu durch die Verbindung des Menschen Jesus mit einer Art von Halbgott, oder man gab überhaupt den Gedanken einer wirklichen Einigung von Gott und Mensch in Christus auf und begnügte sich mit einer bloßen Verknüpfung beider wie Nestorius.

Alle diese Abwege der christologischen Spekulation sollten nun durch die Formel des Konzils von Chalcedon abgeschnitten werden. Es wurde nämlich erklärt, der Herr, an den die Kirche glaube, sei der in Christus Mensch gewordene λόγος, der jetzt als das gemeinsame Subjekt der zwei untrennbar verbundenen, aber in ihren Eigentümlichkeiten unversehrt gebliebenen Naturen, der göttlichen und menschlichen, anzusehen sei. In diesem Dogma von Chalcedon war also ausgesprochen, daß keine christologische Spekulation kirchlich berechtigt sei, wenn sie die Gottheit Christi oder seine Menschheit oder die Einheit seiner Person in dem Besitz der beiden Naturen nicht vollständig anerkenne. Dabei hatte man nun freilich den richtigen Gedanken des Nicänums, wie die Gottheit Christi religiös verstanden werden könne, nicht festhalten können. Man dachte nicht mehr daran, daß die Gemeinde nur dann Christus ihren Herrn nennen kann, wenn sie in ihm den Einen Gott selbst auf sich wirken sehen könne, und daß es nicht genüge, den christlichen Glauben auf die Voraussetzung gründen zu wollen, daß in Christus göttliche Natur mit menschlicher Natur verbunden sei. Daß man sich damals mit dieser Vorstellung begnügen konnte, hing mit der unsicheren Vorstellung von der Erlösung zusammen, die bereits bei Irenäus die paulinische und johanneische Erkenntnis, wie wir durch Christus erlöst werden, verdrängt hatte. Man hatte also vergessen, daß der christliche Glaube, wenn er sich zu Christus wie zu Gott stellt, eine wunderbare Tatsache vor Augen haben muß, durch die er sich geschaffen und begründet weiß, ohne sie begreifen zu können.

Diese Erkenntnis haben die Reformatoren zwar wieder erreicht, aber nicht vollständig entwickelt. Luther hat allerdings den Gedanken des Dogmas von Chalcedon, daß in Christus göttliche und menschliche Natur durch das ihnen gemeinsame Subjekt des Logos verknüpft sei, als ungenügend bezeichnen wollen. Denn er hatte wieder erkannt, daß wir in der Macht des Menschen Jesus über uns den auf uns wirkenden Gott selbst erfassen. Daraus hätte freilich geschlossen werden sollen, daß die Ausdrucksformen jener altkirchlichen Christologie überhaupt verlassen werden mußten. Denn es konnte nun nicht mehr genügen, von einer göttlichen Natur zu sprechen, die hinter dem menschlichen Leben Jesu stehe. Auf diese Weise konnte weder ein Heilsbedürfnis, das Gott selbst in dem eigenen Leben wirksam sehen will, befriedigt werden, noch konnte in jenen Vorstellungen das Bewußtsein der Tatsache zum Ausdruck kommen, daß der Christ in der Macht Jesu über seine Seele den auf ihn wirkenden Gott anschaut. Jene altkirchliche Christologie entspricht der damals herrschenden Vorstellung von der Erlösung, daß nämlich der menschlichen Natur die Kräfte der göttlichen geschenkt werden. Sobald man dagegen wie Luther unter der Erlösung die von dem Sünder erlebte innere Aussöhnung mit Gott verstand, mußte man die alte Christologie durch den Nachweis ersetzen, wie wir in der Macht und Person Jesu über uns den Gott fühlen können, der trotz unserer Sünde die Gemeinschaft mit uns sucht. Luther aber hat dennoch die wirkliche Vorstellung von einer göttlichen Natur in Christus wieder verwendet. Er hat nur eine Umbildung der altkirchlichen Christologie eingeleitet, worin ihm die lutherische Orthodoxie nach dem Vorgang der Konkordienformel folgte, während die reformierte Theologie bei dem Dogma von Chalcedon bleiben wollte.

Aber in dieser lutherischen Lehre wurde nun nicht nur wie bisher eine unio personalis der Natur behauptet, sondern eine direkte Verbindung beider oder eine communio naturalis. Als Folge davon wurde eine cummunicatio idiomatum gelehrt, nämlich nicht etwa eine Mitteilung menschlicher Eigenschaften an die göttliche Natur, wohl aber eine Mitteilung der wirksamen Eigenschaften der göttlichen Natur an die menschliche.

An dieser Lehre ist anzuerkennen, daß sie doch auch ausdrücken will, was wir an der Person Jesu erleben, daß wir nämlich, von ihr ergriffen, uns vor Gott selbst gestellt sehen. Aber es zeigte sich sofort, daß man eben diese Erkenntnis in der bloßen Umformung der altkirchlichen Christologie nicht aussprechen konnte. Denn die Wirklichkeit des menschlichen Lebens Jesu ließ sich nicht mehr festhalten, wenn man die Verbindung der beiden Naturen dahin gesteigert dachte, daß die menschliche mit den göttlichen Eigenschaften der Allmacht und der Allwissenheit ausgestattet sei. Deshalb sahen sich nun die Lutheraner zu der Lehre gedrängt, die menschliche Natur

Christi habe sich während ihres irdischen Lebens zwar nicht des Besitzes, wohl aber des Gebrauches ihrer göttlichen Eigenschaften entäußert (orthodoxe Kenosislehre). Damit war man aber, abgesehen von anderen, rein logischen Widersprüchen, wieder bei der Vorstellung angelangt, die Luther an dem altkirchlichen Dogma als religiös ungenügend empfunden hatte, daß nämlich Gott in dem irdischen Leben Jesu selbst nicht faßbar sei, sondern nur als hinter ihm stehend vorausgesetzt werden sollte. Dieser Fehler wird dann noch gesteigert in der Kenosislehre moderner Lutheraner. Darin wird ausgeführt, die zweite Person der Gottheit, also Gott selbst in seiner Menschwerdung, habe sich nicht bloß des Gebrauches, sondern des Besitzes eines Teiles ihrer göttlichen Eigenschaften entäußert; oder sie sei sogar in eine Art von unbewußtem Leben versunken. An solche Vorstellungen der modernen Lutheraner haben schon die Verfasser der Konkordienformel gedacht. Aber sie haben das damals als einen, den christlichen Glauben zerstörenden Irrtum verurteilt (Epitome Kap. 8 § 39). Ohne Zweifel würde doch auch ein Wesen, in dem Gott nur verborgen und uns nicht offenbar sein würde, uns in unserem inneren Leben nicht erlösen können. Ebenso ist es zweifellos, daß wir die biblische Gotteserkenntnis aufgeben, wenn wir uns vorstellen, daß er eine seiner Eigenschaften ablegen könne oder gar mehrere einmal abgelegt habe. Eine solche Vorstellung ist nicht mehr Ausdruck wirklicher Religion, sondern ein willkürliches Phantasiegebilde. Die Schriftworte aber, auf die man sich bei dieser letzten Gestalt der christologischen Spekulation beruft, nämlich vor allem Phil. 2, 5—11, lassen sich nicht so verwerten. Darin ist zwar gesagt, daß Christus sich während seines irdischen Lebens in einer Lage befand, die seinem Wesen nicht entsprach und in die er sich um unsretwillen gefügt hatte, so daß er dadurch ein Vorbild für seine Jünger wurde. Aber erstens können wir nicht mehr feststellen, was Paulus unter dem präexistenten Christus verstanden hat. Nur das ist völlig deutlich, daß er nicht Gott selbst damit gemeint haben kann. Zweitens ist in jenen Stellen nicht gesagt, daß wir nun in dem Menschen Jesus Gott selbst nicht erfassen können, weil der allmächtige Gott in ihm nur verborgen sei und nicht uns faßbar darin hervortrete. Wenn die paulinischen Worte von einer κένωσις das bedeuten sollten, so würden sie nicht bloß den Grundgedanken des Johannesevangeliums widersprechen, sondern Paulus würde auch in diesen Worten das zurücknehmen, was er selbst Röm. 5, 15; 8, 39 und 2. Kor. 5, 19 als den Grund der Heilszuversicht der christlichen Gemeinde ausspricht.

Wilhelm Herrmann †

Der Streit um Sadhu Sundar Singh[1])

I. Pfisters Kritik an meinem Buche

Es ist kein schlechtes Zeichen, daß die Persönlichkeit des Sadhu Sundar Singh die zeitgenössischen Theologen der verschiedensten christlichen Bekenntnisse und Richtungen so lebhaft beschäftigt. Über das vielstimmige Echo, das die Botschaft des indischen Christusjüngers im Abendlande gefunden hat (zumal aus Anlaß meines Buches), werde ich in einem späteren Aufsatz oder in einer Neuauflage meines Buches ausdrücklich berichten. Dieses Echo beweist unwiderleglich, daß auch die abendländischen Geister in den Bannkreis dieser großen Persönlichkeit getreten sind, gerade auch jene, die ihr mit skeptischem Achselzucken und abwehrender Gebärde, ja, mit geballter Faust gegenüberstehen. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß die extremen Vertreter des theologischen Nationalismus, Jesuiten einerseits und bestimmte „liberale" Protestanten anderseits, sich in Eintracht die Hände reichen, um den indischen Christusjünger seines „Wundernimbus" zu entkleiden. Während es jedoch Ersteren zunächst darauf ankommt, sich des Sadhu, dieses gefährlichen Konkurrenten der römischen Propaganda in Indien und im Abendlande, zu entledigen, und erst in zweiter Linie darauf, die ihnen mißliebigen Vertreter evangelischer Katholizität (Söderblom und mich) zu treffen, richten sich Letztere mehr gegen meine theologische und kirchliche Position, die ihnen wegen ihrer offenbarungsgläubigen Positivität und ihrer evangelischen Katholizität unbequem ist, und suchen sie durch das Anathem der „Unwissenschaftlichkeit" und „Kritiklosigkeit" der Verachtung preiszugeben; dabei verschweigen sie freilich im Unterschied von den Jesuiten, daß ihre Angriffe in gleicher Weise den Erzbischof von Upsala wie mich treffen. Beide Gegner hüllen sich in den vornehmen Mantel strengster Wissenschaftlichkeit und nüchternster Kritik. Bei näherem Zusehen aber enthüllt sich unter diesem bestechenden Mantel eine durchaus persönliche Tendenz.

*

Eine ungewöhnliche Heftigkeit verrät der Angriff des Züricher Pfarrers O. Pfister in der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" (39. Jahrgang 1924, Heft 4, S. 1—25). Die Feststellungen und Bemerkungen, die ich in meinem Buche über seine Beurteilung des Sadhu gemacht hatte, haben ihn so sehr gereizt, daß er nicht imstande war, in leidenschaftsloser Ruhe mein Buch zu prüfen. Beinahe jeder Satz seines Aufsatzes enthält irgendeine Unrichtigkeit, Ungenauigkeit oder Schiefheit und lehrt, wie oberflächlich Pfister gearbeitet hat. Ich müßte ein eigenes Buch schreiben, wenn ich auf jeden einzelnen kleinen Einwand antworten wollte. Dennoch würde ich diesen Angriff unbeantwortet lassen, wenn er nicht von anderer Seite systematisch gegen den Sadhu wie gegen mich ausgebeutet würde. Auch waren die Professoren Hans Haas[2]) und Karl Bornhausen[3]) so voreilig, den mit zahllosen Unrichtigkeiten belasteten Aufsatz Pfisters mit ihrem Namen zu decken.

Pfister empfindet es als Unrecht, daß ich im Hinblick auf seine früheren Ausführungen in der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (1922, 10 ff.) behauptete, er habe „hart, fast höhnisch" über den Sadhu geurteilt und „leidenschaftliche Kritik" an ihm geübt. Er verschweigt jedoch die entscheidenden Sätze seines damaligen Aufsatzes, die mein Urteil veranlaßt haben:

> Was im Alten und Neuen Testament auf Viele verteilt ist, kondensiert sich bei ihm. Es strotzt von Mirakeln, und man erhält fast den Eindruck, der Mann sei mit magischen Kräften so geladen wie bei den Naturvölkern der Tabugeschwängerte. — Wenn die biblischen Wunder heute en gros sich wiederholen, warum sollten sie einstmals nicht auch passiert sein? — Wie werden die Katholiken ins Fäustchen lachen[4]), nachdem man auf protestantischer Seite ihre Wundersucht so oft verspottete, daß nun im protestantischen Lager Historietten auftauchen, die den offiziellen Kirchenheiligen Roms als reinen Waisenknaben in Bezug auf supranaturale Kraftausweise erscheinen lassen. — Bei uns erscheint dieser Typus nur noch bei mehr oder weniger Geisteskranken, unter diesen allerdings sehr häufig. (15 ff.)

Der Leser möge angesichts dieser Äußerungen selbst entscheiden, inwieweit ich Pfister Unrecht getan habe.

---

[1]) Abkürzungen: H = Heiler, Sadhu Sundar Singh 1924[2]. — P = Parker, Sadhu Sundar Singh, ein Berufener Gottes 1923. — PC = Par Christ et pour Christ, Discours du Sadhou Sundar Singh 1923. — Pf = Pfister, Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1924, Heft 4. — S = Söderblom, Sundar Singhs Budskap, 1923. — St = Streeter und Appasamy. Der Sadhu, Christliche Mystik in einer indischen Seele (Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha) 1922.

[2]) Im Nachwort zu Pfisters Aufsatz S. 24 bekennt Haas, daß er sich „mit den kritischen Auslassungen Pfisters durchaus identifiziere" und erklärt „richtig erschrocken" zu sein „über die unverständlich lobpreisende Anzeige", die meinem Buche in einem „von ihm hoch gewerteten Blatte" zuteil geworden sei. Gemeint ist die Besprechung in der CW 1924 Sp. 194.

[3]) Zeitschrift für Kirchengeschichte 1924, 315.

[4]) Das Gegenteil ist der Fall. Die Erscheinung des Sadhu hat innerhalb der römischen Kirche, wie in der späteren Fortsetzung dieses Aufsatzes dargelegt werden wird, zum Teil die größte Bestürzung hervorgerufen.

1. „Das Buch als Geschichtsschreibung"

A. Pfister behauptet, ich hätte in meinem Buche eine Lebensbeschreibung des Sadhu bieten wollen und mir die „Aufgabe des Biographen" (2) gestellt; er erweckt den Anschein, als sei der „größere Teil" meines Buches der Lebensgeschichte gewidmet (9). Allein schon der äußere Umstand, daß ich von den 213 Seiten des Textes nur 39 Seiten dem „Lebensgang" Sadhu Sundar Singhs gewidmet habe, lehrt deutlich, daß mein Buch keine Biographie des Sadhu sein will; es soll eine Darstellung seines religiösen Lebens sein, eine Beleuchtung seiner religiösen Vorstellungswelt und eine Würdigung seiner Bedeutung. Meine Lebensskizze des Sadhu ist ein ganz knapper Auszug aus den Biographien von Parker und Schaerer wie aus dem Buche von Streeter, der in erster Linie dazu dienen sollte, den mit diesen Schriften noch nicht Vertrauten kurz zu orientieren. In den Anmerkungen dieses Abschnittes wird ständig auf die „ausführliche Darstellung" bei den genannten Autoren verwiesen. Nur an jenen Stellen, wo diese Werke Lücken oder Unstimmigkeiten aufwiesen, habe ich sie auf Grund der persönlichen Aussagen des Sadhu in seinen Reden ergänzt. Beigefügt habe ich eine Menge Erläuterungen aus der indischen Religions- und Missionsgeschichte, die in der bisherigen Literatur nicht enthalten waren. Ich war vor allem darauf bedacht, nichts zu wiederholen, was meine Vorgänger schon mitgeteilt hatten. Hätte ich, wie Pfister es von mir erwartete, alle Wundergeschichten über den Sadhu erzählt (7, 16), so wäre mir für mein eigentliches Thema kein Raum geblieben.

B. Sämtliche Widersprüche, welche mir aufgefallen waren, habe ich gewissenhaft notiert, von ein paar Fällen abgesehen, wo es Streeter schon getan hatte. Für die Behauptung, daß ich „im Verhältnis zur großen Zahl von Fällen, wo es wissenschaftliche Forschung verlangt hätte, nur selten von Widersprüchen redete" (6), ist Pfister den Beweis schuldig geblieben. Ich bin vielmehr der erste unter allen Darstellern und Beurteilern des Sadhu, der die verschiedenen Widersprüche in den Berichten über das Leben des Sadhu aufgedeckt hat. Dennoch lag eine spezielle literarkritische Untersuchung außerhalb des mir gestellten Themas.

C. Pfister macht den Versuch, die bekannte Geschichte von der Errettung aus dem Leichenbrunnen literarkritisch zu untersuchen. Dabei zeigt er eine Ungenauigkeit und Kritiklosigkeit, die um so mehr befremdet, als er selbst mich der Kritiklosigkeit überführen zu können glaubt.

a) Pfister macht sich nicht klar, daß die Selbstaussagen des Sadhu in seinen öffentlichen Reden nicht völlig fehlerfrei überliefert sein können. Die Reden wurden teils in der englischen Sprache, in der sie gehalten wurden, teils in der mündlichen Übersetzung des Dolmetschers nachstenographiert. Daß bei dieser Wiedergabe trotz aller anerkennenswerten Sorgfalt einzelne kleinere Fehler sich eingeschlichen haben, ist selbstverständlich. Der von Pfister besonders verwertete Bericht P C 100 f. vom Brunnenwunder, der auf die Äußerungen des Sadhu in einem engeren Kreis in Genf zurückgeht, ist, wie die Feststellung des Schweizer indischen Missionssekretariats in Lausanne ergeben hat, zum Teil überhaupt nur eine Inhaltsangabe, nicht eine genaue Nachschrift seiner Aussagen.

b) Der Umstand, daß Sundar Singh das Buch von Frau Parker gewissermaßen autorisiert und das von Streeter öffentlich belobt hat, ist keine Garantie für die fehlerfreie Wiedergabe seiner Aussagen. Wer die Naivität des Sadhu kennt, weiß, daß er diese Bücher nicht mit den Augen des rationalen Kritikers, sondern mit denen des kindlich frommen Menschen gelesen hat, der nichts Anderes wollte, als daß diese Werke „zur Ehre Gottes gereichten und ein Quell geistigen Segens für Viele würden, die von Schwierigkeiten umringt seien", wie ehemals er selbst [5]). Daß sich Unrichtigkeiten in diesen Büchern finden, habe ich, und zwar wiederum als Erster, ausdrücklich hervorgehoben (H 223). Es kann darum nicht als „Harmonistik" bezeichnet werden, wenn ich bisweilen die ausführlichen Aussagen des Sadhu der kurzen und oft ungenau skizzierenden Erzählung der Frau Parker vorgezogen habe. Daß ich der Fähigkeit, aus den Widersprüchen der Überlieferung das Richtige herauszufinden, nicht völlig entbehre, hat Sundar Singh selbst bestätigt. Nach dem Erscheinen meines Buches fragte ich bei ihm wegen der widerspruchsvollen Berichte über die Heilung seiner Vergiftung an; die Antwort ergab, daß ich aus den zahlreichen widersprechenden Angaben genau das Richtige für meinen Text ausgewählt hatte.

c) Den Kernpunkt der Anklagen gegen mich bildet meine angebliche Kritiklosigkeit in der Wunderfrage. Ich habe die Möglichkeit von „Wundern" im Leben des Sadhu nicht absolut ausgeschlossen, weil ich das als offenbarungsgläubiger Christ nicht tun kann. Ich gestehe offen, daß ich an Wunder glaube, nicht im Sinne der „Durchbrechung" der Naturgesetze, sondern genau wie Sundar Singh selbst [6]), im Sinne einer höheren, „pneumatischen" Gesetzlichkeit, welche die niedere Gesetzlichkeit der Natur und des Seelenlebens überbietet und in ihren Dienst zwingt. Ich sehe nicht im Wunderglauben ein Zeichen geistiger Enge, sondern umgekehrt in der Wunderscheu. Denn unser Wissen von den „Naturgesetzen" ist so lückenhaft und wandelbar, so subjektiv und relativ, daß die absolute Leugnung der Möglichkeit des Wunders als eine lächerliche Anmaßung der menschlichen Vernunft erscheinen muß.

d) Wenn ich trotzdem beim Sadhu (ebenso wie in der Hagiographie und selbst im Neuen Testament) nicht nur mit der Möglichkeit von Legendenbildung rechnete, sondern sogar ihre Wahrscheinlichkeit behauptete, ja, die Wundergeschichten des Sadhu geradezu als Beispiel für die Entstehung von Legenden im Seelenleben der Heiligen bezeichnete, tat ich das nicht aus metaphysischen Gründen, sondern aus rein historischen. Was mich bei den Wundern des Sadhu stutzig gemacht hat, sind nicht so sehr die Widersprüche, sondern, wie ich klar hervorgehoben habe (H 138 f.), 1. die seltsame Konstanz der Motive, 2. die Doubletten, d. h. die Erzählungen von einer und derselben Begebenheit (wie von der Auffindung des Schlüssels im Gurt des Lama) in zwei ganz verschiedenen räumlichen und zeitlichen Zusammenhängen. Dieser Umstand lehrte mich ganz deutlich, daß hier zum mindesten Gedächtnisverfärbung und -kontamination, wenn nicht freie Phantasieschöpfung vorliegt. Dennoch wagte und wage ich nicht zu bestreiten, daß der Sadhu wirklich wiederholt auf unerklärliche Weise aus äußeren Lebensgefahren gerettet wurde. Man kann in solchen Fragen nicht vorsichtig genug sein (und zwar nach beiden Seiten hin). Wahre Wissenschaftlichkeit wird hier ein non liquet sprechen, während Halbwissenschaft sich mit vagen Hypothesen und Konstruktionen eine Erklärung vortäuscht.

e) Für einen gewissenhaften Leser meines Buches kann auch nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß ich sämtliche Wundergeschichten des Sadhu und ganz besonders die Brunnengeschichte durchaus kritisch beurteile. Diese Skepsis ist von verschiedenen Kritikern ausdrücklich hervor-

[5]) P. S. V. Er selbst erklärt nur, daß er das Buch „gesehen", nicht daß er es gelesen habe. Sein Urteil über Streeter CW 1923, Sp. 435.

[6]) „Wunder stehen nicht im Gegensatz zu den Naturgesetzen. Es gibt höhere Naturgesetze, die wir gewöhnlich nicht kennen. Die Wunder sind im Einklang mit diesen höheren Gesetzen. Durch das Gebet gelangen wir stufenweise zur Erkenntnis dieser höheren Gesetze." („Gotteswirklichkeit", übersetzt von Sascha Bauer, Hamburg 1924, 13.)

gehoben [7]), von pietistischen sogar bedauert worden [8]). Nur Pfister entrüstet sich darüber, daß ich dem Leser „zumute", diese Wundergeschichten als „objektive Wahrheit" hinzunehmen [8]), und glaubt sich „irregeführt", weil ich einzelne Wundergeschichten im Rahmen der Lebensskizze ohne weiteren Kommentar, einfach als „eigene Erzählung" des Sadhu (222, Anm. 97) erwähnte und die ausführliche Kritik erst an späterer Stelle, in einem eigenen Kapitel über „das Wunder" bot. Ich konnte aber gerade jene (wirklichen oder vermeintlichen) Begebenheiten im Leben des Sadhu, von denen er immer wieder erzählt und durch die er seine religiösen Erfahrungen veranschaulicht, in der Lebensskizze nicht völlig übergehen. Ich mußte darum auch die Brunnengeschichte in ihren wichtigsten Momenten kurz anführen. Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn man in dieser äußeren Anordnung einen formellen Fehler sieht — ich werde auch in der nächsten Auflage für Leser vom Pfisterschen Typus Warnungstafeln an den betreffenden Stellen anbringen. Aber ich muß angesichts meiner klaren kritischen Stellungnahme den Vorwurf der Kritiklosigkeit als unwahre Behauptung zurückweisen. Ich kann im Gegenteil für mich das „Verdienst" beanspruchen, als erster von den Darstellern des Sadhu die Legendenbildung in seinem Leben als wahrscheinlich erwiesen zu haben [9]). Wie ich durch diese Aufdeckung der „vulgären Wundersucht mächtig Vorschub geleistet" haben soll (14, 25), vermag ich nicht einzusehen.

Wenn ich im Hinblick auf den Sadhu gefehlt habe, dann kann es nicht Kritiklosigkeit sein, sondern nur Übermaß an Kritik, und dafür will ich gerne Buße tun, falls ich dem Sadhu ein Unrecht zugefügt haben sollte.

f) Pfister behauptet, daß seit dem Jahre 1914 sich kein einziges Mirakel im Leben des Sadhu ereignet habe (14). Nach den eigenen Aussagen des Sadhu (in einem Briefe an mich) ist jedoch überhaupt jede Datierung seiner Wundererlebnisse in Tibet unmöglich. Ferner hat er, wie er Canon Streeter erzählte, 1918 in Ceylon auf das inständige Bitten einer Mutter für deren schwerkranken Knaben gebetet; der Knabe sei nach drei Tagen als genesen zu seinen Füßen gesessen (St 37 f.). Endlich hatte er während seiner Palästinareise auf dem Ölberge eine Christuserscheinung; er vernahm die Worte Jesu: „Friede sei mit euch; wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch" [10]).

g) Was die von Pfister entdeckten „Widersprüche" der Brunnengeschichte betreffen, so lösen sie sich bei näherem Zusehen nahezu sämtlich auf.

α) Der Sadhu erzählt dieses Wunder wie alle anderen gewöhnlich nur in rein religiösen Ansprachen. Er illustriert damit einen religiösen Grundgedanken seiner Ansprache, den wunderbaren Herzensfrieden, die ständige Gegenwart des lebendigen Christus, den Himmel auf Erden. Er will nicht neugierigen Hörern eine „Geschichte" erzählen, sondern Gottes wunderbare Hilfe und Führung preisen und seine Mitmenschen zum Glauben und zum Gebet ermuntern. Aus diesem Grunde streift er bisweilen nur die wunderbare Begebenheit; das eine Mal hebt er dieses, das andere Mal jenes Moment hervor; so gut wie nie erzählt er in seinen religiösen Ansprachen ein solches Wunder mit allen Einzelheiten. Letzteres tut er nur selten und unwillig, und zwar dann, wenn er von neugierigen Hörern gedrängt, ja gepreßt wird. Diesen Neugierigen gegenüber hat Sundar Singh immer wieder eine geradezu rührende Geduld gezeigt. Gerade die von Pfister ausgiebig benützte Erzählung des Brunnenwunders (P C 101) entstammt nicht einer religiösen Ansprache, sondern ist ihm innerhalb eines kleineren Kreises abgenötigt worden. Es ist darum ein Zeichen von mangelhafter Kenntnis des Sachverhalts, wenn Pfister die kurzen Andeutungen in seinen religiösen Ansprachen mit der dem Sadhu abgerungenen längeren Erzählung in Widerspruch setzt.

β) Von den Widersprüchen, die Pfister notiert, bestehen nur zwei sicher zu Recht (ein paar andere Widersprüche, die sich mir aus neuerschlossenen Quellen ergaben, werde ich in der nächsten Auflage des Buches feststellen). Nach Parkers Bericht hat es den Anschein, als ob der Arm erst infolge des Sturzes beschädigt wurde; nach den einhelligen eigenen Aussagen des Sadhu erfolgte die Verletzung, ehe er in den Brunnen geworfen wurde. Auf diese Unstimmigkeit hatte schon längst Streeter (31) aufmerksam gemacht, auf den ich in der Anmerkung (H 222) ausdrücklich verwies. Ich halte es für wahrscheinlich, daß hier ein Mißverständnis von Frau Parker vorliegt, das der Sadhu (wie manche andere Widersprüche ihres Buches) bei der Lektüre nicht beachtet hat.

Das einzige Versehen, das Pfister mir einwandfrei nachgewiesen hat, ist die Erwähnung des linken Armes bei der Erzählung dieses Wunders in Genf; sonst spricht der Sadhu immer vom rechten Arm als dem verletzten, soweit er ihn überhaupt bezeichnet. Die Entdeckung dieses Widerspruches ist das unbestreitbare Verdienst Pfisters — parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Wie sieht es aber mit diesem Widerspruch näherhin aus? Die Nachschrift jener Erzählung in Genf ist, wie mir Pastor Secretan auf Grund genauer Nachforschungen im Missionsarchiv mitteilt, in ihrem ersten Teil nicht wörtlich; überdies liegt ein Hörfehler bei dem Gleichklang von right und left oder ein Lesefehler bei der Entzifferung der stenographischen Siegel sehr nahe. Gerade in diesem konkreten Falle beweist der Widerspruch mit der gewöhnlichen Aussage des Sadhu schlechterdings nichts.

γ) Alle anderen Widersprüche hat Pfister konstruiert. αα) Eine zeitliche Angabe des Wunders ist überhaupt unmöglich. Auf meine Anfrage antwortete der Sadhu ironisch, er führe nie ein Tagebuch mit sich und könne darum weder das Jahr des Brunnenwunders noch der Versuchung angeben. Schon Frau Parker hatte hervorgehoben, daß eine Datierung seiner früheren tibetanischen Erlebnisse unmöglich ist.

ββ) Ein eiserner Deckel (lid, cover) und eine eiserne Tür (door) sind nichts wesentlich Verschiedenes. Nach P C 100 war der Brunnen, der durch eine Tür verschlossen war, noch mit einer Mauer umgeben, in der sich eine zweite Tür befand. Nach dem, was der Sadhu in der Chapelle de l'auditoire in Genf erzählte (der unveröffentlichte Text ist mir von Pastor Secretan freundlichst zur Verfügung gestellt worden), war der Brunnen von einem Deckel verschlossen, der den Zutritt frischer Luft verhinderte; ferner war er noch von einer Mauer umgeben, in der sich ein zweites eisernes Tor befand. Gewöhnlich redet der Sadhu nur vom Deckel, nicht aber von der zweiten Sicherung. Ein innerer Widerspruch läßt sich in diesem Falle in keiner Weise feststellen.

γγ) Beschädigt, fast gebrochen, gebrochen: bedeuten keine wesentlichen Widersprüche. Bei der religiösen Einstellung des Sadhu in seinen Erzählungen kann man von ihm keine medizinisch korrekte Diagnose der Armverletzung erwarten.

[7]) Vgl. A. Wurm, Die Seele, 1924, Nr. 6: „Daß H den Wundern Sundar Singhs gegenüber skeptisch ist, war zu erwarten."

[8]) Vgl. E. Johannsen, Aufwärts, 23. März 1924: „An einzelnen Punkten tritt die ganze Verschiedenheit der inneren Stellung des indischen Glaubenszeugen ... und der ... des kritischen Historikers uns klar entgegen. Die wunderbaren Erlebnisse Sundar Singhs sind ihm in der Form, wie sie erzählt werden, Legenden und Erzeugnisse der schaffenden Phantasie."

[9]) Pfister hat in seinem früheren Aufsatze (Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1922, 10 ff.) auf Grund von Parallelen, die an den Haaren herbeigezogen sind, die Wundererzählungen des Sadhu sämtlich auf biblische Vorbilder zurückführen wollen. Alle diese Vergleiche erscheinen mir so willkürlich und gesucht, daß ich sie überhaupt nicht der Erwähnung wert fand.

[10]) Parker, Sadhu Sundar Singh, called of God, 5. ed. Madras 1924, 116.

dd) Mit einem bewundernswerten Aufgebot von Phantasie findet Pfister nicht weniger als vier Widersprüche in dem Bericht von der Errettung und der Wiederaufnahme der Predigt, wo tatsächlich nur eines und dasselbe mehr oder weniger ausführlich und mit ein paar anderen Worten erzählt ist (Pf 3 ff.). Bei einem dieser Widersprüche handelt es sich gar nicht um eigene Aussagen des Sadhu, sondern um die Nacherzählung von Frau Parker und von Schaerer, welch letzterer den Parkerschen Bericht benutzte.

h) Noch auffälliger als diese Konstruktion von Widersprüchen ist die Ungenauigkeit in der Wiedergabe meiner Darstellung. Pfister behauptet, ich hätte die Geschichte von der schlafenden Brillenschlange „erzählt", aber „unterlassen, etwas von der absichtlichen Reizung des gefährlichen Tieres zu sagen" (16). In Wirklichkeit habe ich diese Geschichte gar nicht erzählt, sondern nur ganz kurz in 2½ Zeilen erwähnt. Er behauptet ferner, ich hätte bei der Erzählung der Armverletzung P und PC kombiniert, während ich tatsächlich im Gegensatz zu P die übereinstimmenden Aussagen von PC, S und St wiedergab. Über die erneute Begegnung mit dem Lama bringt Pfister ein Zitat aus PC 101 und behauptet, ich hätte diese Darstellung übernommen: „H = PC 101". Von dem ganzen Zitat findet sich bei mir kein Wort. Wer unter Berufung auf derartige Kleinigkeiten gegen einen Anderen den Vorwurf der Kritiklosigkeit erhebt, von dem fordert man peinliche Genauigkeit. Wenn sich Pfister solche grobe Fehler zu Schulden kommen läßt und mir sogar ein falsches Zitat unterschiebt, kann er es mir nicht übelnehmen, wenn ich seine Angriffe als unsachlich zurückweise.

Es bleibt bestehen, daß die Berichte von bestimmten Ereignissen in Sundar Singhs Leben widersprechend sind, wie ich H 220 aufgezeigt habe. Nur hat Pfister das unrichtige Beispiel herausgegriffen, denn die Widersprüche sind gerade hier unbedeutend, und überdies hat er leeres Stroh gedroschen, da ich ja ohnehin die Wahrscheinlichkeit einer Legendenbildung bei der Brunnengeschichte herausgestellt hatte.

2. „Die religionspsychologische Arbeit"

Besonders heftig rügt Pfister die Tatsache, daß ich das Bekehrungserlebnis des Sadhu nicht kausalpsychologisch analysiert habe (Pf 11 ff.). Es ist ihm offenbar unbekannt, daß ich schon im Vorwort der ersten Auflage meines Buches über „Das Gebet" die kausalpsychologische Untersuchung der religiösen Phänomene als unfruchtbar und irreführend abgelehnt und mich für die intuitiv-phänomenologische Methode entschieden habe. Meine Ablehnung der genetischen Religionspsychologie hat sich seither noch verschärft. Gerade der Umstand, daß mich die Vertreter der römischen Orthodoxie wie der „dialektischen Theologie" fortgesetzt des Psychologismus und Immanentismus bezichtigen, den ich doch bekämpft habe, hat mich zu jener schroff abweisenden Haltung gegenüber allen kausalpsychologischen Erklärungsversuchen genötigt, die Pfister so sehr in Erstaunen setzt. Ich habe tatsächlich kein anderes Mittel, um jene Anschuldigungen zu entkräften, und muß es in Kauf nehmen, wenn ich nun im entgegengesetzten Sinne mißverstanden werde.

Ich bestreite durchaus, daß durch kausalpsychologische Analysen irgendeine tiefere Einsicht in das Wesen des Religiösen vermittelt wird. Wie religiöse Erlebnisse zustande kommen, ist völlig gleichgültig für den Akt des Glaubens, in dem die Einwirkung der transzendenten Wirklichkeit auf die Seele erfaßt wird. Der Mechanismus des menschlichen Erlebnisses hat mit dem Gottesumgang und Gnadenempfang der Seele ebensowenig und soviel zu tun wie die Federbewegung des Komponisten mit seinen musikalischen Inspirationen. Gewiß war das, was in Sundar Singhs Seele bei der Bekehrung vor sich ging, durchaus psychologisch bedingt. Aber das Entscheidende war eben für ihn nicht das Erlebnis, sondern die alles Erlebnismäßige durchschlagende Gottestat an seiner Seele.

Eine solche „übernatürliche" Gottestat finde ich aber keineswegs nur in der Bekehrung von christlichen Frommen, wie Pfister (7) es hinstellt, sondern ebenso in der außerchristlichen Religionsgeschichte. Ich bin überzeugt, daß Tulsi Das und Manikka Vasagar bei ihrer Bekehrung ebenso von der göttlichen Wirklichkeit erfaßt wurden wie Sundar Singh; daß Devendranath Tagore (der Vater des Rabindranath), als ihm eine himmlische Stimme gebot, aus der Einsamkeit in die Welt zurückzukehren, ebenso einen göttlichen Ruf empfing wie Sundar Singh aus dem Munde Christi. Für den, der meine Schriften nur ein wenig kennt, sind das Selbstverständlichkeiten. Aber schon daraus, daß ich den Sadhu wegen seiner Anerkennung göttlicher Offenbarung außerhalb des Christentums besonders rühmte (H 169 ff.), wie daraus, daß ich seine ekstatischen Erfahrungen mit denen der brahmanischen und buddhistischen Yogin verglich (184), hätte er sehen können, daß ich außerhalb des Christentums die Tatsächlichkeit „übernatürlicher" Gotteserfahrung anerkenne.

Daß beim Bekehrungserlebnis des Sadhu, bzw. bei seiner Bekehrungserzählung die Phantasievorstellung im Spiele war, bestreite und bestritt ich keineswegs. Ich halte es nicht einmal für ausgeschlossen, daß schon Sundar Singhs Bekehrungserzählung von legendären Zügen umrankt ist, ja, daß er erst allmählich dazu gekommen ist, seine Bekehrung in jener phantasiemäßigen Form auszumalen. Ich habe bereits in meinem Buche auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß das erste Werk von Zahir, das über ihn veröffentlicht wurde, überhaupt kein plötzliches Bekehrungserlebnis erwähnt und daß seine eigenen neueren Erzählungen viel ausführlicher sind als die ältere von Frau Parker (H 218). Aber wir dürfen nie vergessen, daß der Mensch die Einwirkung der transzendenten Wirklichkeit auf seine Seele immer nur in menschlichen Bildern und Gleichnissen sich vorstellen kann. Wie die drahtlose Botschaft, welche durch die unsichtbaren Bewegungen der Luft fortgepflanzt worden ist, von einem kunstvollen Apparat aufgefangen wird, in gleicher Weise kann der Mensch die unsichtbare Offenbarung der göttlichen Wirklichkeit nur dadurch erfassen, daß er sie mit seiner Phantasievorstellung versinnlicht. Die realistische Auffassung, welche der Sadhu von seinem Bekehrungsvorgang hat, bestünde selbst dann zu Recht, wenn seine Erzählung nicht nur auf einer simultanen, sondern auf einer nachträglichen Phantasiedeutung beruhte.

Von verschiedenen Seiten ist der Versuch gemacht worden, das Bekehrungserlebnis des Sadhu psychologisch-genetisch zu erklären, so von dem Jesuiten A. Väth, von dem katholischen Konvertiten Dr. G. Schulemann und dem Frankfurter Schriftsteller R. Drill. Jeder von diesen drei Erklärungsversuchen weicht von dem anderen völlig ab. Nach Väth trat dem Sadhu in der seelischen Not plötzlich die Bekehrung des Paulus vor seine Seele. Er fühlte sich in die Rolle des Saulus hinein, dem er ja in seinem Christushaß und in seiner Unruhe glich, und glaubte schließlich die gleiche wunderbare innere Umwandlung durch Christi Erscheinung zu erleben [11]). Schulemann sieht die Bekehrung im Lichte der Jamesschen Psychologie. Die Yoga-Zustände, das unterbewußte Vorbild des Paulus, die Gewissensunruhe infolge der Bibelverbrennung, der Indifferenzzustand infolge des Selbstmordentschlusses und des Gebets — das seien die Etappen gewesen, welche den „Durchbruch" ermöglichten. „Das bisher Unterbewußte erhielt unter beseligenden Entspannungsgefühlen die Oberhand und wurde nunmehr zum Lebensinhalt [12])." Drill findet im Bekehrungserlebnis des Sadhu nach psychoanalytischer Methode den „Ödipuskomplex" wieder. Der Selbstmordplan beruht nach ihm auf der unbewußten Ab-

[11]) Die katholischen Missionen 1923/24, 224.
[12]) Hochland 1924, 292 f.

sicht der Selbstbestrafung für die Feindseligkeit und die Mordpläne gegenüber dem Vater. In Wirklichkeit habe Sundar Singh keine Selbstmordgedanken gehabt, diese könnten nur die unbewußte Vorkehrung zur Lösung der Krise gewesen sein. Die Lösung sei dadurch erfolgt, daß im Trance-Zustand der Vater in der Gestalt Christi dem Sadhu erschien und seine Mordpläne verzieh. All das habe sich im Unterbewußten abgespielt, die Bekehrungsgeschichte sei nur der oberflächliche Reflex dieser unterbewußten Seelenvorgänge, also ein „wunderbares Gewebe von Selbsttäuschungen“ [13]). Wenn auf Grund der vorliegenden Aussagen so widersprechende kausalpsychologische Erklärungsversuche der Bekehrung unternommen wurden, die sämtlich nichts mehr sind als subjektive Vermutungen, dann kann man mir unmöglich zum Vorwurf machen, daß ich mich gegenüber dieser genetisch psychologischen Methode durchaus ablehnend verhalte. Überdies empfinde ich solche religionspsychologische Analysen an einem lebendigen Christuszeugen, der an seinem Leibe die Spuren erlittener Märtyrerqualen trägt, als unzart. Sie erscheinen mir als eine Vivisektion.

3. „Die religiöse Beurteilung“

Pfister wirft dem Sadhu Weltflucht vor; er unterlasse es, vor der „Gefahr falscher Verinnerlichung“ zu warnen (18) und besitze kein Verständnis für die Betätigung christlicher Gesinnung im Weltleben. Pfister stellt es so hin, als ob ich diese Weltflucht „in gewissem Grade gebilligt“ habe. Er scheint über das Kapitel meines Buches mit der Überschrift „Vita activa“ (H 90—100) hinweggelesen zu haben. Es gibt unter den großen christlichen Frommen nicht allzuviele, die mit solcher Energie und Stetigkeit die Notwendigkeit unermüdlicher Liebesarbeit inmitten des Weltlebens betont haben wie Sundar Singh. Der Sadhu beschreibt sogar den inneren Zusammenhang zwischen der christlichen Gnadenerfahrung und der tätigen Bruderliebe in ganz ähnlichen Worten wie Luther (H 95). Der Mystiker, dessen kontemplatives Leben nicht zur Aktivität drängt, wird von ihm mit dem „Toten Meer“ verglichen, welches das Wasser des Jordan in sich aufnimmt, aber nicht weitergibt (H 94). Sein immer wiederholtes Losungswort „In der Welt, nicht von der Welt“ (H 98 ff.) lehrt unwiderleglich, daß von einer weltflüchtigen Mystik beim Sadhu am allerwenigsten geredet werden kann. Auch der Vorwurf der „mönchischen Askese“ (20) ist unhaltbar. Trotz seines Opferlebens in Armut und Ehelosigkeit legt sich Sundar Singh im Gegensatz zu den indischen Sannyâsî und auch im Gegensatz zu den christlichen Mönchen keinerlei monastische „Regeln“ auf; er beachtet keines der für die indischen Büßer geltenden Speisegebote; er denkt nicht daran, ein Mönchskloster zu gründen, sondern hält sich am liebsten in Familien auf, wo er vertrauten Umgang mit Kindern hat.

Während Pfister sonst meine Kritiklosigkeit gegenüber dem Sadhu in so schroffen Worten rügt, erregt er sich merkwürdigerweise über die Kritik, welche ich am Sadhu wegen seiner Überschätzung der ekstatischen Erfahrung geübt habe. Wenn ich die Unterordnung der eigenen visionär-ekstatischen Erfahrungen unter eine kirchliche Autorität und Überlieferung als Ideal der christlichen Demut hinstellte, so sieht er darin die „unprotestantische“ Forderung „knechtischer Beugung unter Menschen“ (20) [14]). Ich muß Pfister darauf hinweisen, daß gerade echte Lutheraner an Sundar Singhs Überschätzung der eigenen ekstatischen Erfahrungen Kritik geübt haben (so Girgensohn [15]) und der Berliner Missionshistoriker Julius Richter [16]). Desgleichen sind es protestantische Gelehrte, wie der genannte Richter und der Berner Religionshistoriker Haller [17]) gewesen, welche den kirchenlosen Individualismus des Sadhu getadelt und den Wunsch ausgesprochen haben, er möchte sich einer der bestehenden Missionskirchen anschließen. Ich habe diesen seinen kirchenlosen Individualismus ausdrücklich in Schutz genommen und betont, daß nicht dem Sadhu, sondern den christlichen Kirchen die Schuld für sein Fernbleiben von ihnen zuzuschreiben ist (H 167). Dennoch muß auch ich in der ekstatisch-visionären Selbstgenügsamkeit des Sadhu eine nicht ungefährliche Klippe erblicken. Würde Sundar Singh sich einer kirchlichen Gemeinschaft einfügen und einer kirchlichen Tradition sich unterordnen (das braucht gewiß nicht die römische oder die anglikanische zu sein, das könnte auch die presbyterianische oder eine andere Tradition sein), so würde er ohne Zweifel eine schärfere Selbstkritik sowohl an seinen Visionen wie an seinen Wundererlebnissen üben. Seine demütige Vertrautheit mit dem Neuen Testament bietet allein Schutz gegen diese Gefahren ekstatischer Mystik und sichert ihm jene wunderbare Gesundheit im geistigen Leben, die er bis zum heutigen Tage bewahrt hat.

*

Trotz des heftigen Ressentiments, das Pfister mir gegenüber hegt, trotz aller rationalistischen Vorurteile gegenüber dem Sadhu gehört auch Pfister in die Reihe seiner Bewunderer. Er bekennt, daß er, „seitdem er Sundar Singh reden hörte und einzelne seiner Schriften las, ihn unendlich viel höher schätzte als nach der Lektüre des Büchleins Schaerers“, das sein erstes Urteil über den Sadhu bestimmt hatte (15). Darum kann ich ihm wegen des meinem Buch angetanen Unrechts nicht grollen. Pfisters warmherzige Worte über den Sadhu gehören zu den wundervollsten abendländischen Zeugnissen für die Größe Sundar Singhs und enthalten zugleich einen Gegenbeweis gegen jene neiderfüllten Feinde des Sadhu, mit deren Ränkespiel ich mich demnächst an diesem Orte befassen werde:

> Für mich ist Sundar Singh heute ein herrlicher Beweis des Pfingstgeistes, eine apostolische Erscheinung, in der die Glaubensfreudigkeit eines Paulus sich mit der Liebesglut des Johannes verbindet. In Franziskanischer Demut trägt er sein Kreuz, achtet die Güter dieser Welt für Kehricht, um Christus zu gewinnen. Siegesgewiß steigt er hinab in die Tiefen der menschlichen Not und hinauf zu den Bergen der Verklärung, reich an seinem Heilsbesitz, in der rauhesten Fremde ein glückliches Kind, das sich geborgen und daheim weiß. Diese leuchtende Seele ist ein viel größeres Wunder, als alle Mirakelerzählungen des Sadhu und all die Legendengeschichten, die in verwirrender Fülle um sein Haupt geflochten werden. Wir nüchternen Abendländer dürfen Gott danken für diese herrliche Verkörperung des Jesusgeistes, und ich beneide niemand, der für diesen gewaltigen Dulder und Helden keine Bewunderung und Liebe in sich aufsteigen fühlte. (Pf 15 f.)

Marburg Friedrich Heiler

Kreuz und quer durch Japan

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 11

3. An der Wiege zweier neuer Religionen

Im Sonnenglanz liegt auch am nächsten Tag das ganze Land. Wir fahren durch hohes Bergland, über ein Hochplateau und dann in die fruchtbare Ebene von Nara hinab. Japan ist von großem landschaftlichem Reiz. Grüne Berge, Täler und Flüsse, Seen und Schluchten, fruchtbare Felder, leuchtende Blumen, so geht es Stunde um Stunde, Tag für Tag, die Bilder wirken auf die Dauer ziemlich gleich, aber doch eben gleich schön.

---

[13]) Frankfurter Zeitung 1924, Nr. 195 (13. März).

[14]) Der Vorwurf des „Kryptokatholizismus“, den Pfister mir macht (20), ist zu widersinnig, als daß ich darüber viele Worte verlieren müßte. Ich habe seit Jahren meine evangelische Katholizität so offen verfochten und so eingehend dargestellt, daß kein ruhig Denkender bei mir von einem κρύπτεσθαι (Sichverstecken) reden kann.

[15]) Theologisches Literaturblatt, 1924, Nr. 8.

[16]) Neue Allgemeine Missionszeitschrift, 1924, 253 f.

[17]) Kirchenblatt für die reformierte Schweiz, 1924, 139.

Unser erstes Ziel ist die kleine Stadt Tambaichi. Das ist fürwahr ganz und gar eine Stadt der Religion. Hier hat seit einer Reihe von Jahrzehnten, die Tenrikyo-kwai, die Kirche der Lehre von der göttlichen Vernunft, ihr Hauptquartier. Eine schlichte Bäuerin war es, die durch Offenbarungen zum Mittelpunkt dieser tiefgehenden, lebhaften Bewegung wurde, die sich zu einer eigenen Gemeinschaft zusammenschloß. Heute zählt sie vier Millionen Anhänger, hat 5258 große und kleine Kultgebäude, die sie nicht Tempel, sondern wie die Christen „Kirchen" nennen, und 28 347 Priester, die „Koishi", „Lehrer" heißen. Sie verehren zehn Götter aus der großen Schar der acht Millionen Shintogottheiten und als oberste zwei die ersten, die im Nihongi genannt sind.

Aber viel wichtiger, als was sie lehren, ist ihre praktische, religiöse Gemeinschaft. Einer der Priester, der uns führt, sagt zu mir: „Wir betrachten uns alle als Gottes Kinder, und Tambaichi ist unsere Heimat." Große Logierhäuser stehen in der ganzen Stadt; sie gehören ihnen zur Aufnahme der „Gläubigen", der Shinto, wie sie sie nennen, die hierher zur Anbetung pilgern. Sie haben eine eigene Mittelschule und eine höhere Mädchenschule mit zusammen 1100 Schülern und ein kleines Waisenhaus für 30 Kinder. Sie haben eine eigene Sägemühle, sie haben eine Priesterschule, in welcher dauernd in sechsmonatlichen Kursen 3—4000 Männer und Frauen, verheiratete und ledige, vorbereitet werden für den Priesterdienst. Ihr religiöses Oberhaupt ist augenblicklich ein Jüngling von 20 Jahren, ein Enkel ihrer Gründerin. Sie haben 15 Oberpriester. Unter denen ist auch eine Frau. Denn die Frauen haben ganz die gleichen Rechte wie die Männer.

Nahe dem hochragenden Tempel sehen wir ein buntes Bild. Da wird ein kleiner Hügel abgetragen; mehr als 200 Männer und Frauen schleppen je zwei und zwei in Säcken, die an einer Stange hängen, die Erde in eine Vertiefung. Das ist ein flinkes Hin und Her, ein emsiges Schaufeln und Tragen in schwingendem Laufschritt, ein hurtiges Ausleeren der Last und wieder zurück. Alle diese fleißigen Menschen tun ihre Arbeit kostenlos zum Besten ihrer Religion. Nur durch freiwillige Arbeit haben sie ihre Häuser und Kirchen gebaut. Freiwillige ziehen die Kohlen und Steine herbei, Freiwillige ebnen ihnen nun hier den Platz.

Ach, Vielen sieht man es an, wie bitter sauer ihnen diese ungewohnte, körperliche Arbeit wird. Ihre viel zu feinen Kleider passen nicht zu diesem Erdegraben, ihre feinen Hände, ihre zarten Schultern sind der Hacke, sind der harten Stange ungewohnt. Zwei ganz alte Frauen wollen auch noch gern mit ein Verdienst erwerben und kümmern sich langsam dahin, unter einer winzigen Last. Und doch tun alle ihre Arbeit gern und zwingen sich zur Fröhlichkeit. Wie zum Fest haben sie bunte, leuchtende Tücher um die Haare gebunden, und Lachen begleitet ihr Mühen und hilft über alles hinweg.

Fröhlichkeit ist überhaupt der Grundzug dieser Religion. Heilige Tänze bilden den Mittelpunkt ihrer Anbetungsfeiern, heilige Tänze, nicht von wenigen geweihten Mädchen, sondern von allen Gläubigen in fröhlichen Reigen vollzogen, begleitet von packender, fortreißender Musik, bis heiliger Gottesrausch sie emporhebt in das selige Gefühl der Gemeinschaft mit ihren übersinnlichen Mächten.

Etwas von diesem packenden Schwung ihrer religiösen Feiern bekamen wir zu spüren, als wir in der großen Anbetungshalle etwa 200 Männer und Frauen Priesterschüler („Kyoto", „Lehrgläubige") in einer Gebetsstunde beobachten konnten. Im Hintergrund des Altarraums steht ein runder Spiegel. Davor ist ein quadratischer, kleiner Raum eingezäunt, in den fällt von oben her helles Licht hernieder. Das ist ihr Heiligstes, dort die Gegenwart der Götter. In schwarzen, langen Talaren, mit schwarzen Mützen, in den Händen ein schmales, kleines Brett, das Symbol der Priesterwürde, so knien sie dort auf den Matten. In nimmermüdem Wiederholen, das durch einen frischen Rythmus eigenartig sinnverwirrend und faszinierend wirkt, murmeln sie alle immer wieder das gleiche Lied, einen der heiligen Tanzpsalmen, die ihre Stifterin gedichtet hat. Dazu vollführen sie sehr komplizierte Bewegungen des ganzen Körpers, vor allem der Arme und der Hände. Sie heben sie hoch, breiten sie seitwärts, rollen die Hände und die Finger in gewandter Geschmeidigkeit, wenden plötzlich dem Altar den Rücken und drehen sich wieder zurück. Immer verzückter wird ihr Gesicht, immer starrer werden ihre Augen, dann brechen sie kurz ab. Und stumm und in sich gekehrt verlassen sie das Heiligtum. Durch solche Übungen vollzieht sich, so erklären unsere Führer, die Reinigung des Herzens von allem Bösen durch das Einswerden mit den ewigen Göttern.

Ein wenig abseits von der Stadt, auf einem baumbestandenen Waldhügel liegt das Grab ihrer Stifterin, von der sie sagen, daß sie lebend Wunder tat. Hier beten zu ihr schon um 3 Uhr früh viele Gläubige an ihrem Grabhügel, der aus Erde aufgeworfen ist und in dem einige Kiefern wurzeln. Auch jetzt betet dort eine Schar von Lehrgläubigen und einige Laien, nachdem sie vorher an einem Brunnen den Mund gespült haben. Eine Frau, im Kleid der Priesterschüler, schluchzt laut heraus aus irgendeinem schweren Gram. Ihr ganzer Körper schüttert hin und her. Sie sucht hier Trost bei dem Geist der toten Frau, die so viele Weissagungen und Weisungen gab, wie man frei werden kann vom Lebensleid.

Die Tenrikyo-Bewegung schreitet sichtlich fort. Gerade in den letzten Jahren ist die Zahl der Anhänger bedeutend gewachsen. Hier ist neue lebendige Religion, im 19. Jahrhundert erst entstanden, wenn auch, wie alle Religion, an Altes anknüpfend. —

Bald nach dieser Bewegung hat eine andere ganz schlichte Frau nach einer harten Ehe mit einem Trunkenbold, auch erst vor einigen Jahrzehnten, erklärt, ihr sei neue Offenbarung geworden von einem Shintogott. Man hat diese Frau, die sich in bitterer Armut mit ihren Kindern vom Lumpensammeln nährte, in ihrem Heimatsstädtchen Ayabe eingesperrt, man hat sie der Brandstiftung verdächtigt. Sie blieb dabei, sie sei göttlichen Lichtes Trägerin, und schrieb auf mehreren Tausend Seiten ihre „O Fude-saki", ihre „Heiligen Pinselstriche" nieder. In ihrem Schwiegersohn, der gleichfalls Visionen hatte, fand sie einen starken Helfer. So durfte sie es noch vor ihrem, erst vor wenigen Jahren erfolgten Tod erleben, daß Hunderttausende von Gläubigen, teilweise aus den feinsten Ständen, fest zu ihr standen und mit großen Opfern an Geld und, wie bei der Tenrikyo, an völlig freiwilliger Arbeit eine zweite neue Religion organisieren halfen mit prachtvollen Tempeln, unten in der Stadt und auf einem ragenden Hügel, der sich wie ein Burgberg mitten in dem weiten bergumhegten Tal erhebt, und zu dessen Füßen die Straßen Ayabes sich hinziehen.

In *diese* junge Bewegung aber schlug des Staates harte Faust hinein. Der Hügel zeigt auf seinem Gipfel nur noch die Steinfundamente der schönen Tempel, die, weil im Stil zu sehr den Ise-Tempeln angepaßt, von Soldaten abgetragen wurden. Auch das frische Grab der jüngst verstorbenen Gründerin draußen im Wald, das dem Grab des letztverblichenen Kaisers zu ähnlich war, mußte verändert werden, und der Schwiegersohn der Gründerin, der jungen Religion zielbewußter, geistiger Führer, wurde wegen Majestätsbeleidigung verurteilt, ist aber irgendwo jetzt in der weiten Welt; nicht einmal seine eigenen Anhänger wissen, wo er weilt.

Der Grund dieser Verfolgung ist leicht einzusehen. In ihre „Lehre vom großen Urgrunde" (der Welt), Omotokyo, die nach einer Seite stark nationalistisch ist und den Kaiser von Japan als das gottverordnete Oberhaupt nicht nur Japans, sondern aller Völker hochverehrt, hatte die Stifterin sozialrevolutionäre Gedanken eingemischt, alle Rei-

chen müßten arm, und die jetzt Armen reich werden. Ein großer Umsturz aller Dinge bringe die heißersehnte selige Zeit der wahren Herrschaft aller Götter. Das klingt nach Sozialismus, und dergleichen wird in Japan heute eben streng geahndet.

So glaubte man durch die erfolgten Einschränkungen die Bewegung zu vernichten. Schon heute kann man sagen, das ist nicht geglückt. Die internen religiösen Übungen hat man nach dem Dorfe Kameoka, nahe bei Kyoto, verlegt, und viele Tausende kommen dort dauernd weiter zusammen, um in den durch stumme Versenkung erzielten Verzückungszuständen frei zu werden von den bösen Geistern, die in irgendwelchem Grade alle Menschen im Bann halten. Ja, in wenigen Jahren haben sie an 250 Orten Anbetungsstätten errichten können. Wohl seien Manche abgefallen, aber die echten Gläubigen hielten in Treue an ihrer Religion fest und ließen sich durch keine obrigkeitliche Ungnade irgendwie beirren. Aber auch Ayabe selbst ist ein heiliger, vielbesuchter Mittelpunkt der jungen Religion geblieben. Mehr als 200 Beter kommen auch nach Ayabe das ganze Jahr hindurch an jedem gewöhnlichen Tage. Die Feste aber vereinigen hier große Scharen zu gläubiger Gemeinschaft. Hier ist ein Haus für ihre literarische Verbreitung, das „Haus der Himmelsstimme". Zwei Zeitschriften, „Stimmen aus der geistigen Welt" und „Gottesland" werden hier gedruckt. Durch die Hilfe des Esperanto machen sie ihre Lehre in den Esperanto-Kreisen aller Länder, auch Deutschlands und der Schweiz, bekannt, auch ihre heiligen „O Fudesaki" werden sie demnächst in Esperanto übersetzt erscheinen lassen.

Dicht dabei liegt ihr heiliger Tempel-Bezirk. Man kann die drei kleinen Schreine sehen, vor denen ihre Stifterin von Jugend auf gebetet hat. Sie liegen ganz nahe an der jetzt leeren Stätte, wo einst ihre armselige Hütte stand. Hinter diesem Platz erhebt sich eine neue Halle zur Verehrung aller toten Seelen. Von da aus führt eine Brücke über einen schmalen Wasserarm zu ihrer heiligen Insel. In einem langen, niedrigen Haus auf dieser Insel wohnen die Nachkommen der Stifterin, deren Enkelin jetzt ihr priesterliches, heiliges Oberhaupt ist. Auf einem Hügel über diesem Haus erhebt sich eine zweite größere Halle mit einem geschlossenen schlichten Altarschrein. Hier betet man zu der Seele der verewigten Stifterin. Und dicht daneben steht in eigenartig neuem, dreigestuften Pagodenstil ein Turm, die „Goldpagode". Goldene Beschläge zieren ihre Türen, in goldigen Meißelungen glänzt hier ihr Religionswappen, neun kleine, runde Platten, die eine große im Kreise umfassen: so ist die hehre Amaterasu die oberste Gottheit inmitten der unzählbaren Götterschar: „Sie ist die Zentralgottheit, die wahre Gottheit in unsern Herzen."

Die Omotokyo leugnet die vielen Götter nicht, hat höchstens ihre Schar vermehrt. Die ganze Natur sei beseelt, auch die Steine. Statt lebendiger Schildkröten, die wegen ihres langen Lebens gern in den Tempelteichen als Symbole der Ewigkeit gehalten werden, liegen hier in dem schmalen, die Insel umgebenden Wasser, dem „Golddrachenteich", Steine, wie Schildkröten geformt. Ihre Schildkrötenform, in die die Steine selbst sich gebildet haben, beweise ihre Beseelung. Die Drachen beherrschten in großer Zahl die Menschen und die Welt, sie machten das Wetter, segneten oder verdürben die Ernte und viele Menschen seien von ihnen „besessen".

Wir gehen an der andern Seite über eine zweite Brücke des „Golddrachenteiches", auf dem Boote schwimmen mit kupfernem Dach, in denen die Gläubigen beten. Eine Treppe führt empor zu einem freien Platz. Auf ihm liegt ein drittes, das weitaus größte Tempelgebäude, die Anbetungshalle für alles Volk. Im abgeteilten, dunklen Altarraum ist nichts enthalten. Nur über ihm, an dem oberen Wandrand, ist ein großer schwarzer Drache auf weißem Grund gemalt. In der Mitte läßt die offene Rückwand einen Durchblick frei. Man sieht auf einen schmalen, holzbelegten Gang; der führt zum Heiligsten, einem verschlossenen kleinen Schrein, mit gekreuzten, steilen Dachbalken im Shintostil erbaut. Das ist die „Halle der Wahrheit", in der man die Amaterasu und zwei niedere Shintogötter verehrt.

Die große Anbetungshalle ist ein stattlicher, weitgedehnter Raum von mächtigen Ausmaßen. Sie ist nach Angabe der Priester 567 Matten groß und jede Matte mißt 18 Quadratfuß. In dieser Halle steht vorn, gleich am Eingang rechts, eine riesige Trommel, über zwei Meter hoch, und ist links in der Mitte der Längswand ein flaches Podium zur Aufführung von „Erzählungen aus der geistigen Welt:; das heißt Stücken von Offenbarungen aus den „O Fudesaki".

Ganz gewiß stehen diese beiden Religionen, von der geistigen Höhe des Christentums gesehen, nach ihrem geistigen Gehalt auf ziemlich niederer Stufe. Sie zeigen beide in starkem Maße die Art der polytheistischen Naturreligion. Aber ihre Entstehung an sich wie ihre Idee zeigen, daß die Volksseele Japans empor verlangt, hinaus über den sittlich-armen und naturgebundenen Shintoismus. Und diese Sehnsucht verlangt nach Anderem, als der Buddhismus geben kann, nämlich nicht Erlösung von diesem Leben, sondern Befreiung von dem Elend dieses Daseins zu reinem, von allen bösen Geistern freien und glücklichen Leben schon in dieser Welt.

Das macht die Christentumsarbeit trotz allem Schweren in Japan so hoffnungsreich, daß wir das an dem lebendigen Pulsschlag der alten, und in dem Aufkommen solch neuer Religionen sehen und fühlen können, daß die Seele dieses klugen Volkes nicht genug hat an den sichtbaren Gütern und Genüssen der Erde, auch nicht an den Errungenschaften des Westens, sondern sich sehnt, vollen Frieden, ewiges Leben und ein geheiligtes Herz zu finden durch die Verankerung des Daseins in der göttlichen Welt.

4. Die Himmelsbrücke

Von Ayabe aus bringt uns die Bahn weiter quer durch die Hauptinsel Hondo hindurch an die Nordwestküste zum japanischen, Rußland und Korea zugekehrten Meer. Wieder ist es eine wundervolle Fahrt. Es geht durch Berge hindurch, über Flußtäler fort und durch fruchtbare Fluren mit roter Erde. Die Gerste wird mit der Sichel geschnitten. Die Kartoffeln werden schon ausgemacht. In weiten Lauben wächst üppig echter Wein. Hohe Palmen grüßen aus den Dörfern als Bürgen warmen Klimas auch hier, Bambusgebüsch, Kryptomerien und Kiefern säumen die Höhen bis dicht über das Meer. Und nun geht es immer über dem Wasser dicht am Rand der steilen Küste dahin. Die Meereswogen langen längst nicht zu uns hinauf, auch nicht bei stärkstem Sturm, an Felsenriffen draußen bricht sich schon ihre Macht. Auch schützen viele vorgelagerte Inseln den an vereinzelt flachen Stellen mit zahlreichen Fischerdörfern besiedelten Strand. Schiffe blähen weiße Segel, Boote schaukeln auf den Wellen, halbnackte Fischerfrauen und Männer, beide mit Röcken aus Strohbündeln um die Beine ziehen schwere Netze auf den Sand. Dann steigen wieder Felsenwände jäh aus dem Meere auf, schroffe enge Schluchten sind in die Gebirgsketten eingefressen, so geht die Fahrt in vielen Stunden über Maizuru und Miatsu nach dem kleinen Ort Moniu. Der liegt an dem einen Ende der „Himmelsbrücke", Amano-hashidate.

Einst führte hier ein steiler Steg von der Erde hinauf in die Götterwelt. Aber, wer weiß, durch wessen Schuld: der Steg stürzte nieder. Nun liegt er, eine schmale Landzunge, nur etwa 70 Meter breit und drei Kilometer im Wasser und schneidet eine Bucht fast ganz, wie einen Landsee, vom Meere ab. Uralte, dicke, sturmverzerrte Kiefern bedecken diesen flachen, schmalen Streifen Land. Links liegt die stille, abgeschnürte Bucht, rechts fluten die langen Wellen der See über den weißen Sand. Ein gut

gepflegter Weg führt unter den Kiefernkronen über die Himmelsbrücke hin zu dem stattlichen Dorfe Yejiri, das am andern Ende der „Himmelsbrücke" liegt. Gleich hinter dieser Ortschaft steigt sehr steil der grüne Berg empor. In mühseligem Gekletter klimmt man da hinauf, einige hundert Meter in die Höhe. Dies ist ein heiliger Götterberg. Oben stehen Tempel, die zur Wallfahrt dienen. Aber auch schon auf dem Weg dorthin fleht man um der Götter Gunst. Man hat kleine Papierfähnchen an zierlichen Bambusstäbchen befestigt. Die steckt man massenweise neben dem Weg in die Walderde. Auf diesen Zetteln, die zum Teil bedruckt, zum Teil beschrieben sind, und von denen der einzelne Andächtige bis zu 200 dicht nebeneinander dem Boden anvertraut, stehen Gebete um Bewahrung der Krankheit, vor Hausbrand, vor Unglück. Besonders viele aber bitten um Schutz für das nach Meinung der Japaner für die Männer besonders kritische 41. Lebensjahr.

Etwas unterhalb der Tempel liegt auf einer kleinen Plattform, am Rand des steilen Felsabfalls, ein Teehaus, in dem man rasten kann. Da sitzen wir eine Weile und schauen in die Tiefe hernieder und hin in die weite, weite Ferne. Links liegt das große blaue Meer, von vorn her ein wenig durch einen vorspringenden Bergrücken eingeengt, aber hinter diesem die unendlich unermeßliche Wasserflut, soweit das Auge reicht. Wie Puppenspielzeug muten die beiden Dörfer Yejiri und Monju an, welche die „Himmelsbrücke" begrenzen. Und diese selbst liegt wirklich, von der Höhe gesehen, da wie ein ganz unwahrscheinlich schmaler, zierlicher Steg, den man als Brücke über das breite Wasser gelegt hat. Ein Wunder scheint es, daß des Meeres Toben ihn nicht längst hinweggespült. Ja, man kann hier davon träumen, es sei wirklich so wie es auf einem buddhistischen Bilde dargestellt ist, daß die abgeschiedene Seele zitternd auf solch schwankendem Pfade, umbraust von hochgepeitschten Wellen, die Erdenwelt verläßt, um drüben anzulanden in jener Welt. Wir sitzen hier hoch über dem Leben, von Wipfeln umrauscht im Waldesfrieden. Und unten dort, fern, da wandern die Menschen wie winzige Pünktchen über den langen, langen Himmelssteg. Sie erscheinen kleiner und immer kleiner, bis sie endlich dem Auge ganz entschwinden, wie hinübergelandet in ein anderes Land. Dies andere Land grüßt uns von drüben mit waldigen Bergen und rechts mit riesigen, ragenden Gipfeln, die sich düster spiegeln in der stillen Fläche der von der Himmelsbrücke abgeschnittenen Bucht. Es gilt mit Recht dies Bild hier von der Höhe über Amanohashidate als eine der drei größten Schönheiten Japans. Man kann sich kaum losreißen und muß doch zum Abend wieder unten sein, ja sogar jenseits in Monju, in der „andern Welt".

Eine „andere Welt" ist ja für mich dies Leben hier stets, ich glaube Japan ist für uns Westländer auf der ganzen Welt das fremdartigste Land. In Monju ist ein altersgrauer, ernster Buddhatempel. Im Dämmern leuchten Altarlampen aus der Halle hinten, eine zweistöckige Pagode steht im Hof, zwei Jisso-Gott-Standbilder tragen viele Kinderlätzchen um den Hals gebunden. In einer Ecke liegen Hunderte von weggeworfenen Totentafeln. Wer weiß, was nun aus diesen armen Seelen wird und warum man sie so verwahrlost. Ein Bettler, ganz zerlumpt, bittet um unsere Hilfe. Ein stiller Beter naht und neigt das Haupt. So kommt der Abendfrieden über die müde Welt.

Wir wohnen direkt über dem Wasser in dem zierlichen „Hotel zum Kiefernton". Vom Rauschen des Windes in den Nadeln einer uralten überschattenden Fichte hat es seinen Namen genommen. Wir sind die einzigen Gäste. Man hat uns einen richtigen Tisch und Stühle herbezaubert aus unserer „andern Welt"; ein europäisches Essen wird uns anmutig aufgetragen. Dann droht freilich wieder die kurze japanische Nacht.

Und richtig: Um 4 Uhr schon schieben drüben in einem andern Hotel zwei Hausdiener mit Donnergetöse die Holzladen beiseite und unterhalten sich dabei mit solchem Schreien, daß Schlafen für uns ausgeschlossen ist. Und bald darauf suchen ebendort einige Hundert Straßenbahnbeamte Erfrischung und treiben scherzend soviel Späße, daß der Lärm und das Lachen kein Ende nimmt. Sie sind eben nach langer Nachtfahrt im Extrazug aus Osaka hier angelangt. Auch sie wollen über die Himmelsbrücke wandern und von oben über sie hinübersehen in das „andere Land".

So steht man denn verschlafen auf und geht ins Erdgeschoß in den Waschraum, in dem — so ist es in jedem Haus — alle Gäste miteinander ihre Toilette machen. Man wird dabei sehr höflich von den Dienerinnen versorgt und als Europäer recht neugierig angestarrt.

Es half ja nichts. Wir können nirgends lange uns verweilen, mochte es auch hier uns noch so gut gefallen. Wir hatten wieder einen weiten Weg von vielen Stunden.

Johannes Witte

Rathenau

Mit einem aufwühlenden Gemisch von Wehmut und wiederkehrendem Glücksgefühl empfängt der, der einmal die eine oder die andere von ihnen hören durfte, die „Gesammelten Reden" Walther Rathenaus (Berlin, S. Fischer). Man glaubt noch einmal die halb verschleierte Stimme von dunklem Klang zu vernehmen, man spürt noch einmal, wie sich scheinbar aus einer geheimnisvollen Tiefe her die Ideen knüpfen und dann in plastischer Klarheit verbunden an den Tag treten. In keiner dieser Ansprachen, mögen sie an einen Kreis von Freunden, an den Deutschen Reichstag, an industrielle und politische Tagungen oder an den Obersten Rat der Alliierten gerichtet sein, wird mit zweckvoll eingespieltem Pathos oder mit geschickt gesteigerten, absichtsvoll gefügten Wirkungen gearbeitet. Überall vielmehr ergibt sich, wie selbstverständlich ein Gedanke aus dem andern, und schöner und reiner noch als in den Schriften tritt Rathenaus unvergleichliche Gabe zutage, verwickelte Probleme so einleuchtend zu erhellen, daß sie auch dem Neuling in ihrer wirklichen Bedeutung erscheinen. Wer guten Willens diese Reden liest, wird sehr schwer den Haken einschlagen können, an den er seinen Widerspruch hängt. Und es gehört zur Tragik dieses tragischen Daseins, daß den Reden des lebenden Rathenau immer wieder heftiger und im Grunde stets verständnisloser Widerspruch folgte. Das hatte Gründe, die man auch bei der nachdenklichen Lektüre dieser Reden aufs schärfste empfindet.

Zunächst: es gab und gibt nur sehr wenige Menschen innerhalb und außerhalb Deutschlands, die mit Rathenau in der gleichen geistigen Höhenlage lebten und leben. Unvergeßlich ist mir ein Abend in einer Berliner Gesellschaft, an dem nacheinander Max Weber, Hermann Schumacher, Walther Rathenau und Ernst Troeltsch sprachen; es war eine jener seltenen Stunden, da Menschen des gleichen Niveaus von dieser gleichen Plattform her mit- und gegeneinander reden. Wo aber sollte in Parlamenten, auf Parteitagen und internationalen Konferenzen der Gegenspieler erscheinen, der diesem Redner die Wage hielt? Darum klammerte sich die Gegnerschaft urteilslos, wie sie zumeist war, — denn sie kannte ja den Mann gar nicht richtig — an ihre Vorurteile oder an ein paar mit Bewußtsein besonders scharf und einprägsam gefeilte Worte und bestritt mit diesen eine Opposition, die schließlich Rathenau das Leben und Deutschland, zu seinem noch heute fortwirkenden Unglück, einen seiner besten, reinsten und klügsten Männer gekostet hat.

Er selbst begriff diese Mißverständnisse nicht immer; selbst sein überlegener Verstand sah nicht ein, daß nicht Jedem das Zurechtfinden in seinem Gedankenbau gegeben war; und seine Scheu vor öffentlicher Polemik, auch sein Stolz verboten ihm dann, sofort ein aufklärendes Wort nachzusenden. Freilich mußte er auch gelegentlich die

Fruchtlosigkeit solcher Berichtigung erleben, so in dem Streit mit einem berühmten Heerführer über eine Äußerung zum Kriegsende. Noch heute lebt eine gewisse Agitation von Rathenaus Wort über die dreihundert Familien, die die Wirtschaft der Welt regieren. Aus der Stelle in seinem Werk geht klar hervor, daß mit diesen dreihundert die Magnaten der Industrie- und Banktrusts, und keineswegs allein die jüdischen, gemeint sind, und sofort warnt er vor diesem Zustand, der ja nach der ethischen Haltung Rathenaus etwa das Gegenteil des ihm erwünschten ist. Als ich ihn aber einmal bat — es war kurz, bevor er Außenminister wurde — eine öffentliche Erläuterung seiner Meinung zu geben, lehnte er das ab: Es steht ja alles klar da, die Leute brauchen es nur zu lesen. Daß die Leute es nicht bei ihm, sondern in Agitationsbroschüren lasen, und daß sie die Wahrheit gar nicht lesen wollten, ging der durch keine trübe Erfahrung zu wandelnden Menschenliebe und Menschenachtung Rathenaus nicht ein. Zudem aber fühlte er sich im höheren Dienst: die Wahrheit mußte siegen, das höhere Gesetz herrschend heraustreten, dem war er ein freiwillig zugeordneter Diener, und auf seine Verkennung, ja auf sein Leben kam es nicht an.

Die Reden gelten verschiedenen Gegenständen: seiner Tätigkeit im Kriegsministerium zur Sicherung der Rohstoffe, seinem Leben im Berliner Freundeskreis, dem Wiesbadener Abkommen, dem Gesamtproblem der Reparationen, dem Völkerbund, dem Wiederaufbau der Friedenswirtschaft, den Fragen des Kapitalismus in seiner Nachkriegsausbildung, der Demokratie, den uns entrissenen deutschen Gebieten. Dennoch kann man sagen: wie Rathenaus Schriften haben auch diese Reden im Grunde nur einen Gegenstand.

Als er im Jahre 1902, fünfunddreißigjährig, seine Impressionen veröffentlichte, sah man in die Werkstatt eines um viele Stoffkreise bemühten und ringenden Mannes. Neben Fragen der Naturerkenntnis war eine Physiologie des Kunstempfindens, neben die Erörterung städtebaulicher Dinge die scharfe Kritik einer jüdischen Mittelschicht gesetzt. Dennoch handelte es sich immer um ein und dasselbe große Thema: den Gegensatz zwischen Intellekt und Seele. Mit seiner unverwischbar herausmeißelnden Plastik hat er am Beginn seines zweiten Buchs, der Reflexionen, in dem Traktat von Schwachheit, Furcht und Zweck in geradezu grauenerregender Ähnlichkeit den bloßen Zweckmenschen gezeichnet, den bloßen Zweckmenschen, der ewig in der Furcht lebt und dem das fehlt, was allein das Leben in Rathenaus Sinne möglich macht: die Seele. Gleich in diesen wenig umfangreichen Aufsätzen erwies sich seine Gabe der Analyse: da zeigt er etwa, um gewisse strafrechtliche Fragen klar herauszustellen, in einer ganz scharfen Szene Napoleon in Beratung mit seinen Ministern. Über diese Weg weisenden Ansätze erhob er sich dann in den drei Büchern: Zur Kritik der Zeit, Zur Mechanik des Geistes und Von kommenden Dingen, zur überall ausgewogenen Darstellung seines Weltbilds. Hier erwies er das Gesetz der Mechanisierung in seiner Anwendung auf die ganze zivilisierte Welt. Niemand, so zeigte er, kann sich dieser Mechanisierung — das vortrefflich zeichnende Schlagwort stammt ja wohl von ihm — entziehen, auch nicht der angebliche Weltflüchtling, der dann eben nur Andere für sich frohnen läßt; Jeder muß ihr einmal dienen; aber sie muß bei Strafe des inneren Verderbens überwunden werden, und die aus ihrem Reich vertriebene Seele ist wieder einzusetzen. Dies Wort wiederholt sich immer wieder, nicht nur in einer Streitschrift vom Glauben, wo wir das erwarten, sondern auch in rein sachlich-politischen und wirtschaftlichen Betrachtungen; das Gefühl für die Einheit der Welt lebte in ihm, und dieser Einheit suchte er das Gesetz und fand es nicht in dem äußeren Ablauf von Wirtschaft, Krieg und Politik, sondern in jener Seelenkraft, die auch, und am hellsten aus den Evangelien leuchtet. Der Mensch war Rathenau ein Geschöpf der Grenze. „In ihm endet die zweckhaft-intellektuelle Geistesform und entsteht eine höhere. Im Menschen erwachen Gefühlsreihen, die nicht mehr der Erhaltung dienen, ja ihr entgegenwirken können. Ideen und Ideale, Liebe zum Nächsten, zur Menschheit, zur Schöpfung, zum Überweltlichen erfüllen das Leben des Menschen und sind zweckfrei; sie dienen uns nicht, sondern wir dienen ihnen und sind bereit, für sie uns zu opfern."

So sah Rathenau die Sendung des Menschengeschlechts darin, die mittlere Reihe der Schöpfung zu vollenden und die höhere Reihe der Welten zu beginnen. Aus niederem Geist göttlichen Geist zu verklären — das erschien ihm als der Inhalt menschlicher Verantwortung, und aus diesem Bewußtsein erfloß seine eigene ethische Haltung. So hielt er der Zeit den Spiegel vor, aber bei diesem Unterbau seiner Weltanschauung entwuchs ihr kein Pessimismus. Was Rathenau sagte, war nicht skeptisch, denn es war immer aus der Liebe heraus geboren, und das, was er fand, war in seinen Augen nicht ein sinkendes Jahrhundert, eine greisende Zeit. Er hat vor Spengler — schon im Jahre 1913 — diesem die Antwort gegeben: „Deshalb ist die scheinbar greisenhafte Periode des hartgekochten Rationalismus und Materialismus in Wahrheit eine Periode der Jugend, ja der Kindlichkeit, zu der sich das Aufsteigen zur Transzendenz wie ein Eintritt der Reife verhält." Daran glaubte er fest und inbrünstig, daß aus dieser kalten mechanisierten Epoche die Epoche der Transzendenz, das Zeitalter der Seele heranbrechen würde. Von diesem sehr außerhalb aller Zunft und sehr außerhalb aller üblichen induktiven und empirischen Methoden liegenden Standpunkt her ist er nicht nur zu seinen ethischen, sondern gerade auch zu seinen sozialökonomischen Schriften gekommen. Wenn er sagte — und darin faßt sich sein sozialökonomisches Verlangen und Fordern zusammen: „Wirtschaft darf nicht mehr Sache des Einzelnen sein, sondern Wirtschaft ist Sache der Gesamtheit", so dachte er dabei nicht an den Sozialismus der verschiedenen Schulen, sondern wiederum daran, daß die Seele den Intellekt verdrängen, daß an Stelle der Anarchie die Ordnung, und zwar von der Seele her, treten müsse. Er rief zur Selbstverantwortlichkeit, wo es nicht mehr gilt: „Haben und Scheinen", sondern „Schaffen und Sein".

Alle diese Forderungen, diese Ideale, diese randvolle Schale erlebter Wünsche und geschauter Ziele sind Kern und Stern auch dieser Reden; in das deutsche Wesen wollte er sie hineinstellen; denn Deutschland hätte vor den andern Völkern die Härte und Schwere der metaphysischen Pflicht voraus. „Doch die Liebe zur Heimat" — schrieb er einmal — „überwiegt alles und verlangt, die kommende Gerechtigkeit und Adelung möchte als ein Werk deutschen Geistes, als ein Geschenk deutschen Herzens an die Völker in die Welt treten, Deutschland möchte nicht zag, spät und verdrossen dem Weltlauf folgen, Deutschland möchte den Anspruch auf Führung und Verantwortung, also den Anspruch auf eigenes Leben nicht mürrisch und verbittert jüngeren Völkern preisgeben."

Merkwürdigerweise ist noch niemals hervorgehoben worden, wie sehr Rathenau der geistige Erbe und auf eigenen Wegen fortschreitende Weiterbildner der von Paul de Lagarde und Karl Christian Planck in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus völliger Vereinsamung heraus verkündeten Gedankenwelt war. Soweit ich sehen kann, ist er der einzige neuere deutsche Denker, der kühn und schwindelfrei diese Bahnen eingeschlagen hat; vielleicht daß er in Max Scheler einen Verwandten grüßt. Auch in seiner unmusikalischen, aber plastisch gesteigerten lyrischen Begabung, von der wir nur wenige Proben reiner Verskunst besitzen, ist er dem fast unbekannten Lyriker Lagarde vergleichbar.

Ernst Troeltsch hat unmittelbar nach des Freundes Tode eine bedeutend geprägte Würdigung Rathenaus ge-

schrieben (Die Neue Rundschau, August 1922); wer Troeltschs Gedächtnisrede selbst an einem der umdüsterten Sommerabende jenes Jahres gehört hat, wird den erschütternden Eindruck nie wieder los werden. Ebenbürtig stellt sich diesem knappen Umriß von evangelischer Seite Max Schelers aus weitem katholischen Empfinden geborener Nachruf (Köln, 1922) zur Seite. Rathenaus staatsbürgerliches Programm hat schon im Jahre 1918 der klassische Philologe Paul Cauer klar und in wesentlichen Punkten zustimmend umrissen (Berlin, Weidmann 1918). Jetzt hat Kurt Sternberg unter dem Titel „Walther Rathenau der Kopf" (Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild) das ganze Gedankengebäude Rathenaus auf Grund seiner Schriften nachgezeichnet. Auch er konnte nicht anders, als von jenem Erfassen der Seele ausgehen und von daher die von Rathenau umgriffenen Kulturgebiete darstellen. Das ist mit Sorgfalt und Liebe geschehen. In der daran geknüpften Kritik bringt Sternberg Rathenau mit dem Enostizismus, mit der romantischen Philosophie und mit einer Reihe gegenwärtiger Denker, unter anderm Troeltsch, Bergson, Spengler, Keyserling, zusammen; er würde den im Grunde einheitlichen Kern von Rathenaus Denken schärfer erkannt haben, wenn er einmal jene von mir hervorgehobene innere Beziehung zu Lagarde und Planck beobachtet hätte. Den Ansatz dazu macht Sternberg in einer klugen Zurückführung auf Schleiermacher; von da aus hätte er den Weg zu den beiden vereinsamten Denkern finden müssen, ohne deren Einschaltung in das deutsche Weltbild des neunzehnten Jahrhunderts eine von keinem Andern zu füllende Lücke entsteht.

Rathenau gehört zu den großen Naturen, die von keinem Parteistandpunkt her gewürdigt und verstanden werden können; hat ihn doch ganz folgerichtig seine eigene Partei immer hinter solche zurückgestellt, die nichts als Parteimänner waren. Sie empfand ganz richtig, daß er über jede Partei weit hinaus ragte und auch in der Politik kein Dogma anzuerkennen bereit war. Heute, im erneuten Anblick des von ihm errichteten geistigen Baus, unter dem nie verebbenden Eindruck seiner großen Persönlichkeit, empfindet man erst recht das Ephemere jeder Parteistempelung für einen Menschen dieses Ranges. Paul de Lagarde hat der Gesamtausgabe letzter Hand seiner Deutschen Schriften den Wunsch mitgegeben: „Es wird meine Freude und mein Lohn sein, wenn mein Buch möglichst bald durch und durch langweilig scheint." Dieses Bald sollte der Zeitpunkt sein, zu dem seine Überzeugungen in die öffentliche Meinung übergegangen sein würden. Daß in diesem Sinne auch Rathenaus Schriften bald langweilig scheinen möchten, kann ihr wirklicher Leser, kann der wahre Kenner dieser Persönlichkeit nur wünschen. Es hängt daran ein gutes Stück deutscher Zukunft.

Berlin Heinrich Spiero

Beiträge zu einer christlichen Politik

Immer wieder wird eine christliche Politik gefordert. Parteien bilden sich unter christlichem Namen, oder wenigstens Programme für solche Parteibildung werben um Zustimmung. Vorhandene Parteien, die im übrigen das Christentum nicht als Bedingung ihres Daseins in Anspruch nehmen, reklamieren für gewisse Punkte das Christentum für sich. Unpolitische Leute werden plötzlich mit Einzelforderungen politisch, indem sie als Christen und für ein christliches Volk diese Forderungen im Staat durchsetzen möchten. Der Antisemitismus geberdet sich oft, als sei er mit Christentum dasselbe oder doch dessen Kehrseite und Konsequenz. Die Bezeichnung „christlich" wird von wirtschaftlichen Verbänden ohne Scheu zur Selbstzeichnung in ihren Namen verwendet: es gibt christliche Gewerkschaften usw. Das geht bis in die alltägliche Konkurrenz der Stände und Berufe hinein; man lese die Anzeigenseiten bestimmter Zeitungen und Zeitschriften, da werden christliche Friseure, Kellner und Landwirte gesucht, und ebensolche bieten sich an.

In Alledem liegt ein Berechtigtes. Es ist für Staat, Wirtschaft und öffentliches Leben aller Art nicht gleichgültig, ob christliche Personen, christliche Gedanken und Grundsätze dabei sind und zur Geltung kommen. Es ist da kein Unterschied zwischen großer und kleiner Politik.

Die Frage ist nur die, ob vom Christentum aus Politik gemacht werden kann. So nämlich, daß man nur Christ zu sein braucht, um damit Politiker zu sein. Mit der Antwort halten wir uns hier nicht auf. Der Unverstand einer solchen Meinung ist groß.

Aber damit ist nun gar nichts erledigt. Da ist die Politik, hier das Christentum. Die beiden streben zueinander, wie alles wirklich Lebendige, positiv Schaffende. Die Politik sucht das Christentum, weil es ohne dieses ein rechtschaffnes Staatswesen christlicher Völker nicht gibt. Das Christentum sucht die Politik, weil es den Drang hat, alles geistige, tätige Sein der Menschen zu bestimmen.

Wenn es nun völlig unmöglich ist, vom Christentum aus ein umfassendes, maßgebendes, genügendes Programm der Politik zu entwerfen, so fragt sich doch: Was hat dann das Christentum seinem Wesen nach der Politik zu geben und von der Politik zu fordern? Welches sind die christlichen Elemente, die in das Staats- und Wirtschaftsleben der christlichen Völker um ihres christlichen Charakters willen hineingehören? Welches sind die politischen Momente, in denen das Christentum einzusetzen hat, damit es sich zur Geltung bringe?

Um diese Fragestellung bewegt sich, was folgt.

1. Die Schuldlüge

Zu den politischen Gegenständen, welche den Christen als Einzelnen, die christliche Predigt und die christlichen Kirchen ohne jeden Zweifel angehen, gehört die Frage der Schuld. Der Schuld am Kriege, der Schuld im Kriege, der Schuld nach dem Kriege. Das Wort „Schuld" kann nicht fallen, nirgends und in keinem Zusammenhange, ohne daß der Christ davon bewegt wird, in seinem Gewissen und damit zugleich in seinem Verstande. Darum ist es unmöglich, das Schuldproblem, wie es unter den christlichen Völkern erörtert wird (fast alle am Weltkriege beteiligten Völker waren „christliche"), ohne Anteilnahme des Christentums zu lösen.

Wir reden der Kürze halber jetzt nur von der Schuld am Kriege.

1. Da ist nun die Linie, in der das Christentum seinen Beitrag zur Politik prinzipiell und praktisch zu liefern hat, ganz klar vorgezeichnet. Aber es fällt nicht allen Christen leicht, diesen Weg zu gehen. Auf Seiten der Besiegten wie auf Seiten der Sieger.

Christlich ist es, sowie eine Schuld dieser Art*) vorliegt, zuerst zu fragen: Bin ich's? Christlich ist es, alsbald — mit den Katholiken zu reden — bei sich selbst eine Gewissenserforschung anzustellen. Christlich ist — protestantisch gedacht — der dabei unvermeidliche Effekt, daß man sich schuldig oder mitschuldig fühlt. Denn das Gegenteil, daß man unschuldig sei, ist völlig unwahrscheinlich, ist für den evangelischen Christen so gut wie ausgeschlossen. Er läßt, auch wenn sein Gewissen ihm nichts vorwirft, mindestens die Möglichkeit seiner Mitschuld zu. Diese Erwägung bleibt unter allen Umständen in der Seele von Christen das aller Erste, was sich regt, wenn bei gemeinsamem Handeln sich eine Schuld ergeben hat. Matth. 7, 3—5.

Christlich ist es zweitens, daß der relativ Unschuldige, der sich einer Schuld nicht bewußt ist, oder doch nicht einer solchen, die vor Menschen in Betracht kommt, dem

*) Wir reden von einer Schuld, die irgendwie in einer gemeinsamen Handlung verborgen liegt. Wie sie eben der Krieg war. Die Leser müssen Abkürzungen verstehen.

Andern seine Schuld vergibt. Vielleicht sind beide Teile schuldig, dann vergeben sie sich gegenseitig. Ist ein Teil der ganz, mehr oder minder vorzugsweise Schuldige, dann vergibt der ganz, mehr oder minder Unschuldige diesem ganz, mehr oder minder Schuldigen. Matth. 6, 12. 18, 21 ff.

Sind wir darüber einig? Ich denke, es wagt dawider kein Christ auch nur ein Wörtlein.

2. Ganz ausgeschlossen ist nun, daß irgendein Volk sich einmütig so verhalten könnte. Wird es schon dem einzelnen Christen nicht immer leicht — er aber kann es! — so wird das Ansinnen einem Volke gegenüber damit hinfällig, daß es ja kein im strengeren Sinn christliches Volk gibt. Alle diese sogenannten christlichen Völker und Staaten haben Leute in Fülle, die teils keine Christen sind, teils nicht mit Ernst Christen sein wollen. Auch ist die Nationalisierung der Völker von heute noch nicht so weit gediehen, daß wirklich jedes Volk Eine Seele hätte.

Aber das hindert nun nicht, daß die Glieder eines Volks, die es mit ihrer christlichen Berufung und Gesinnung ernst meinen, die Pflicht haben, in diesem Sinne auf ihr Volk und damit auf die Welt einzuwirken. Das trifft vor allem die öffentliche Verkündigung und die Erziehung in der Gemeinde an Jung und Alt. Es gibt nichts Grundlegenderes für den Verkehr der Christen untereinander als die Übung jener beiden großen Grundbegriffe gegenüber jeder Schuldfrage: Buß-fertigkeit und Vergebungs-wille!

„Unter einander" sagte ich. Damit sind Grenzen angedeutet. Aber diese Grenzen sind dazu da, daß sie immer weiter hinausgeschoben werden, soweit man nur immer kann. Man muß versuchen, sogar Juden und Heiden gegenüber damit auszukommen. Das Gegenteil ist christliche Minderwertigkeit.

3. Wenden wir uns mit diesen Gedanken unsrer politischen Lage und insbesondre dem Schuldproblem zu, so ergibt sich zu allererst die unbedingte Verpflichtung, daß sich Christen der durch den Krieg entzweiten Völker mit allen Kräften suchen. In der Bereitschaft, eigne Schuld zuzugeben, fremde Schuld zu verzeihen, müssen sie sich alsbald finden. Darüber sollte unter uns auch kein Versuch eines Streitens möglich sein. Weder darf der eine Teil sagen: Ich bin unschuldig, noch darf der andre sagen: Du bist allein schuldig. Und jeder Teil muß bereit sein, wie auch die Wage der beiderseitigen Schuld stehen mag, mit dem andern den Verkehr verzeihender Liebe zu pflegen.

Der Wille, nun den wirklichen Stand von Schuld und Nichtschuld im besonderen Falle festzustellen, braucht darunter gar nicht zu leiden; im Gegenteil, die gesunde Atmosphäre dafür ist so erst geschaffen.

Aber diese Untersuchung mag schwierig und langwierig sein. Inzwischen hat jeder Teil seinem Volk Buße zu predigen und Vergebungswillen zu wecken. Wohlverstanden: das Christentum, die Kirche, der Christ haben das zu leisten. Und erst wenn diese Grundbedingung rückhaltlos, ohne Pharisäertrotz, erfüllt ist, hat die Klage der (relativen) Unschuld über (fahrlässige oder boshafte) Schuld-Lüge ein christliches Recht.

Der unmittelbare Erfolg einer solchen Betätigung christlichen Sinnes durch die Christen eines Volks bringt doppelten politischen Gewinn. Er macht 1. das Volk geduldig, daß es sich nicht in unfruchtbarem Haß verzehrt oder ebenso unfruchtbar mit dem Schicksal hadert. Und er nährt 2. die Bereitschaft im fremdländischen Volke, auch auf die Unschuldsbeteuerungen zu hören.

Durch beides wird die Entlarvung einer tatsächlichen Schuld-Lüge am besten gefördert. Denn ein noch so heftiges Leugnen des Angeklagten hat noch nie seine Unschuld bedeutet. Dagegen war die Wirkung von Zeugen immer und überall in der Welt durchschlagend. Ist das denn nicht schon seit dem Versailler Frieden und seinem § 231 mit Händen zu greifen, daß die Wahrheit auf dem Marsch ist? Dabei verschlägt es wenig, ob die Pariser, Londoner und Washingtoner Archive geöffnet werden. Natürlich wäre dies das Beste. Aber es wird nie geschehen. Wir mögen das ja verlangen — warum nicht? Aber es ist ganz unwahrscheinlich, daß wir es erleben werden. Darum muß unsre Rechtfertigung und Erneuerung vor sich gehen, ohne daß wir darauf warten. Übrigens auch dann, wenn alle Archive geöffnet wären, ist damit noch kein letztes Ergebnis verbürgt. Die Geschichtsforschung in Ehren, sie hat das letzte Wort in dieser Sache nicht.

Christentum kann der Stunde warten, kann auch Unrecht leiden. Es zerbricht darüber nicht. Nur will die Unsicherheit, die Schande, das Unrecht richtig gelitten sein. Eine Erklärung wie die vom 29. August mag am Platze sein, eine Denkschrift, die das Nötige ausführt dazu. Möglich, vielleicht verständig! Aber nur wenn das verständig ist, ist es notwendig. Ein christliches Volk braucht für seine Wiedererhebung darauf nicht zu warten, ist davon nicht abhängig. Der Zeppelin, der von Friedrichshafen nach Lakehurst flog, hat für unsre Rehabilitation mehr geleistet als jenes Kanzlerwort vom 29. August. Hat vielleicht wieder gut gemacht, was mit diesem und dem, was darauf folgte, verboten ward.

Das Christentum hat zu der Schuldlüge sehr viel zu sagen. Wir Deutschen haben gelogen am 28. Juni 1919, als wir den § 231 unterschrieben haben. Die Sieger-Mächte desgleichen, als sie uns zu dieser „Anerkennung" unsrer Alleinschuld gezwungen haben. Es scheint, daß wir mit profanen Methoden aus dieser Schuld der Schuldlüge nicht herauskommen. Das Christentum wird zu Hilfe kommen müssen. Aber nicht ein Christentum, das wiederum lügt, sondern das ganz echt und rechtschaffen ist.

Marburg Martin Rade

Die Neue Tägliche Rundschau

Der neue Vorsitzende des Evangelischen Bundes zeichnet als Schriftleiter einer Zeitung, deren Prospekt in diesen Tagen versendet wird. Sie soll dem Vernehmen nach „die" Zeitung des Evangelischen Bundes werden und ein Sammelpunkt des evangelischen Deutschlands. Der Prospekt ist eines jener Schriftstücke, das wie mit Blitzlicht beleuchtet, warum das Zentrum und mit ihm der katholische Volksteil zu solcher Einigkeit und Bedeutung aufsteigen, der evangelische Volksteil in hoffnungsloser Ohnmacht versinkt. So lange diese kindliche Ahnungslosigkeit von der Schwere der heutigen Probleme die öffentliche Leitung einflußreichster Organisationen des evangelischen Volkes hat, ist eben diese Sache nicht zu ändern. Wer so deutlich allen denen, die in der Härte des Lebens stehen, dokumentiert, daß er diese Härten nicht sieht — oder nicht sehen will, der darf sich nicht wundern, wenn sie lächelnd oder zürnend an ihm vorübergehen.

*

„Wir lehnen die rote, die goldne, die schwarze Internationale „rundweg ab. Die rote, weil sie leerer Phrasenschwall ist. Die „goldne, weil sie uns in das fürchterliche Verderben gestürzt hat, „unter dem wir heute seufzen. Die schwarze, weil wir ein an „seiner Seele freies Deutschland, nicht eine Satrapie des Papstes „wollen."

Wie entsetzlich für die drei Internationalen, daß sie so „rundweg" von der Neuen Täglichen Rundschau und ihren Gründern „abgelehnt" werden! — Oder? Ist es vielleicht entsetzlich für diese, daß sie von ganz ungeheuer ernsthaften und gewaltigen Tatsachen des Menschheitslebens in solcher Tonart zu reden wagen? — Ich stehe der katholischen Kirche wahrscheinlich sehr viel ferner als alle, die etwas mit diesem Aufruf zu tun haben. Aber „schwarze Internationale", wenn ich das lese, steigt der Gedanke vor mir auf, daß es Leute gibt, die dazu auch den Versöhnungsbund der Kirchen, die ganzen Bestrebun-

gen Erzbischof Söderbloms und vieles Andere rechnen — und ich schäme mich derer, die als religiöse Menschen von einer so gewaltigen, erhabenen Erscheinung des religiösen Lebens, wie es die katholische Kirche ist, so reden können: „schwarze Internationale" neben der goldnen. Nein, in der katholischen Kirche und ihrer weltumspannenden Organisation kommt auch gewaltiges Sehnen christlichen Geistes zum Ausdruck, Sehnen nach jener Einen Herde und Einem Hirten, wovor wir in tiefer Achtung uns beugen sollen. Und ein „an seiner Seele freies Deutschland" wird es wohl erst dann geben, wenn dieses Deutschland vor allen, auch vor diesen großen Gewissensbestimmtheiten des Glaubens tiefe Ehrfurcht wieder gewonnen hat. Dann wird es wahrscheinlich die Macht des Papstes weniger zu fürchten haben als heute, denn diese beruht sehr stark darauf, daß das Gewissen der Zeit im Tun und Reden des Papstes mehr Ernst und Tiefe findet als im Tun und Reden der führenden kirchlichen Kreise des deutschen Protestantismus. Es wird dazu aber auch noch frei werden von Machtwahn und materialistischem Glauben an das Recht, sich allein gegen die Andern zu behaupten, die unsere Politik und unser Einzelleben zum Tummelplatz gottloser Selbstsucht machen — und selbst unsern Kirchen sagen, daß sie das Recht haben, sich selbst, nicht in erster Linie der Botschaft des Evangeliums zu leben.

Die rote Internationale ist „leerer Phrasenschwall". Das wird gesagt angesichts der ungeheuren und furchtbaren Tatsachen, die in Rußland geschehen sind und geschehen, angesichts der Bedeutung, die ein Macdonald sich errungen hat, der im mächtigsten Lande der europäischen Welt die Frage stellen konnte: Willst du konservativ oder sozialistisch regiert sein? Angesichts der Tatsache eines innern Zusammenwachsens der Massen, das wir vor dem Krieg für unmöglich hielten — angesichts der Millionen, die in Deutschland vom Sozialismus beherrscht sind. Ach, weil diese ungefügen Menschen aus der Tiefe harten Drucks manchmal nicht anders zu reden wissen als mit abgelegtem Wortkleid früherer bürgerlicher Weltanschauung — nennt man die Sache selbst „Phrase".

Lächeln aber mag die „goldne Internationale". Wie überall in diesen Kreisen, redet man sehr stark von ihrer Gefährlichkeit und — fordert dann ein wenig, nur ein ganz klein wenig Ordnung, Gerechtigkeit, Anstand, Ehrlichkeit, damit das alles wieder eingedämmt werde, was seit der Unordnung des Krieges selbst das Gewissen der Pastoren und Gelehrten in ihren Studierstuben beunruhigt. Jene ganze furchtbare Tatsache des Kampfes Aller gegen Alle, der Ausnutzung des Arbeitsertrages der gesamten Gesellschaft für den Luxus Weniger, der Zerstörung von Leib und Seele der Millionen durch ein grausenhaftes Arbeitssystem — alle diese Tatsachen sind für den Prospekt nicht vorhanden — sie gehören vielleicht zum „leeren Phrasenschwall" der roten Internationale: die Goldne möge ruhig lächeln; wo man die Sache so sieht, da wird man ihr nicht gefährlich. Im Gegenteil, indem man den Willen ungezählter gutmeinender Menschen auf kleine Nebensächlichkeiten ablenkt, schwächt man die Front derer, die mit Ernst der Not der goldnen zu Leibe gehen wollen. Die bürgerliche Welt in diesem Sinn möge ruhig die Neue Tägliche Rundschau als ihren Bundesgenossen betrachten und unterstützen. Sie wird das auch tun — trotzdem diese „ans Gewissen greifen" will.

*

„Gründliche Abkehr von dem heutigen, auf der ganzen Linie als unfähig erwiesenen Parlamentarismus" — natürlich aber als Gegenstück „eine bedachtsame, aber energisch und zielsicher zufassende Gesetzgebung". Die wird ja sehr leicht zu machen sein, wenn wir nur erst diesen heutigen Parlamentarismus beseitigt haben, denn dann wird der gute deutsche Gevatter Schuster und Schneider und der geldmächtige Unternehmer und Großgrundbesitzer selbstverständlich in eine bedachtsame, gerechte, energisch und zielsicher zufassende Gesetzgebung willigen, die heute nur von diesen böswilligen Parlamenten nicht gemacht wird. Merkwürdig nur, daß diese guten Deutschen alle gerade diese Parlamente wählen? — Sollte nicht der Kasus etwas schwieriger sein und der Fehler nicht in den Parlamenten, sondern in der Enge der Köpfe und der Herzen im Volke selbst sitzen. Dann wäre doch vielleicht dieser „heutige" Parlamentarismus das einzige Mittel, ein seit Jahrhunderten zu philiströser Enge und Selbstsucht erzogenes Volk nun wieder zu weiterm Blick und vornehmeren Denken für die Gesamtheit zu erziehen? — Für die Herausgeber der Neuen Täglichen Rundschau ist diese Frage nach vierjährigem Experiment mit dem Parlamentarismus so sicher gelöst, daß sie an eine Sammlung des evangelischen Deutschlands um eine solche Parole glauben. — Ist ihnen niemals der Gedanke gekommen, daß recht viele evangelische Deutsche solche Worte als unheimlich gewissenlose Behandlung einer der schwersten Existenzfragen des Volkes empfinden, daß ihnen jede Bedrohung durch Katholizismus und Papst gering erscheint gegenüber der Bedrohung durch solch selbständig-protestantisches Gewissen, wie es hier spricht. Was ist denn die Ursache, daß heute die Masse unsers Volkes vor Zentrum, Papst und katholischer Kirche sehr viel mehr Achtung empfindet als vor den Vertretern des Glaubens, den zu verlassen es doch gar nicht gewillt ist?

*

Gegenüber diesen Tatsachen verschlägt es nichts, daß der Prospekt sehr viel Gutes in bestimmten Einzelheiten verspricht — im Gegenteil, das vergrößert seine Gefahr. Dies Gute in Einzelheiten verdeckt sehr Vielen die ungeheure Oberflächlichkeit im Ganzen. Dazu ist alles, was über äußere Politik, Vaterlandsgesinnung usw. gesagt ist, so im Undeutlichen gehalten, daß man nicht sieht, welche Entscheidung in den großen sittlichen Entscheidungsfragen der Gegenwart eigentlich gemeint ist.

*

Wenn man wissen will, warum eine Einigung des deutschen Protestantismus und irgendeine führende Bedeutung desselben für das geistige und politische Leben unsers Volkes heute gänzlich ausgeschlossen ist, dann lese man diesen Prospekt und denke über die Tatsache nach, daß tatsächlich weite Kreise derer, die in unserm kirchlichen Leben „führend" sind, unter der Herrschaft solcher Gedanken stehen. Außerhalb der Wirklichkeit stehend, lehnt man ungeheuerste Wirklichkeiten rundweg ab, und will durch diese Vogelstraußmethode dieser Wirklichkeiten Herr werden.

Über dem Prospekt steht als Wort der Führung Luthers „Meinen Deutschen will ich dienen!"

Eisenach Emil Fuchs

Zur Tagung des deutschen Gastwirtsverbandes in Karlsruhe

Überblickt man die von über 4000 Gastwirten aus allen Teilen Deutschlands besuchte Tagung (vom 20. Juni bis 7. Juli), die verbunden war mit der „Großen Ausstellung für das Hotel- und Gastwirtegewerbe", so weiß man nicht, ob man in dieser Tagung ein Zeichen deutschen Wiederaufstiegs oder Niedergangs sehen soll. Ein wunderbarer Beweis deutschen Erfindergeistes und deutschen Gewerbefleißes waren alle die Darbietungen und Ausstellungen der vielverzweigten Hotelindustrie und der damit verbundenen Erwerbszweige. Herde, Öfen, Heizungsanlagen, Kühlschränke, Küchenmöbel, Inneneinrichtungen, Signalanlagen, Kleidung, Wäsche, Reinigungsmittel, Geräte jeder Art usw. — in allem Fortschritt, Verbesserung, Vereinfachung. Es ist wirklich eine Freude zu sehen, wie die deutsche Technik auch in den Erzeugnissen für das Hotelgewerbe immer näher dem Dreiklang von Zweckmäßigkeit, Sparsamkeit und Schönheit zu kommen sucht. Im Blick auf die technischen Fortschritte und Neuerungen im Hotel- und Gasthausbetrieb kann man wirklich nichts von Untergangsstimmung merken; hier herrscht wie überall heute in den technischen Betrieben frohes Schaffen, schöpferischer Geist, Zukunftsglaube!

Aber wenn man die Reden einiger verantwortlicher Führer in den Arbeitssitzungen und bei den Festlichkeiten in den Tageszeitungen liest, wenn man sich erzählen läßt von dem Drum und Dran des Massenandranges zu den verschiedenen Bier- und Likörhallen der Ausstellung besonders in den Abendstunden, dann überfallen uns Zweifel und Sorge gegenüber der Bedeutung einer solchen Tagung für die Wiedergesundung des deutschen Volkes. Hören wir zunächst einmal den Präsidenten des deutschen Gastwirteverbandes Herrn Köster-Berlin selber, was er bei dem Festbankett von der Aufgabe der Gastwirte zu sagen hat:

Der deutsche Gastwirteverband hat sich ein großes Ansehen verschafft. Denn gerade in diesem Beruf flutet das öffentliche Leben zusammen, so daß die Gastwirtsbetriebe als Hüter deutscher Kultur angesehen werden dürfen. In keinem anderen Betrieb gilt es so sehr, die deutsche Kultur und die Erhaltung deutscher Sitte und Art zu verteidigen, wie im Gastwirtsbetrieb. Es wird so viel davon geredet, daß der Krieg uns unschätzbare Werte gekostet hat. Der größte Mangel aber, den wir Deutsche heute so schmerzlich empfinden, ist die verloren gegangene Moral. Wir wollen uns darüber klar sein: die deutsche Jugend ist in die Hand des Gastwirts gegeben. (Beifall.) Wir haben in unseren Betrieben Gelegenheit, die Menschen kennen zu lernen, bei uns lassen sie die Masken fallen und zeigen sich unverhüllt, wie sie wirklich sind. Es gibt Stunden, wo die junge Leute nicht mehr wissen, was sie tun, wenn die Geister des Alkohols sie umnebeln. In solchen Augenblicken muß der Gastwirt nur Herbergsvater und die Gastwirtsfrau nur Herbergsmutter sein. Da verlange ich, daß in solchen Fällen die Gastwirte nicht Geldverdiener sein dürfen; in diesem Augenblick muß der Gastwirt dem Schwachen eine Stütze sein. Ein großer Teil der Männer, die heute für ihr Volk Gesetze machen, hat in seiner Jugend als Gast in unsern Betrieben geweilt. Wieviel von ihnen mögen ihre Karriere verscherzt haben, wenn in einer schwachen Stunde nicht der Gastwirt ihnen als Vater beigestanden hätte.

Bei der Aussprache im Anschluß an das Referat über die „Qualifikation des Gastwirts" sagte Köster: „Das Gasthaus ist nicht eine reine Trinkstätte, sondern soll in erster Linie ein für die Volksgemeinschaft und die Förderung ihrer ethischen und wirtschaftlichen Interessen bestimmter Platz sein."

Das deutsche Gastwirtegewerbe macht also ausdrücklich den Anspruch, Träger der Kultur und der Gesittung zu sein. Was ist denn in dieser Richtung geschehen? Von Gasthausreform, von Verfeinerung der Trinksitten, von Vorschlägen für Volkshäuser, Jugendheime, Kulturstätten in Verbindung mit Gasthäusern von alledem kein Wort. Es ist tief bedauerlich, daß die Vertreter eines derart bedeutsamen Gewerbes, das wöchentlich fast ein Drittel aller verantwortlichen deutschen Männern in seinen Räumen beherbergt, zu der ethischen kulturellen Beeinflussung ihrer Gäste so gut wie nichts zu sagen hatten. Oder soll das eine erzieherische Kulturtat sein, wenn der Gastwirt dann allmählich sich innerlich (?) um seine Gäste kümmert, wenn die „Geister des Alkohols sie umnebelt" haben?

Arme deutsche Jugend, die du auf solche Behüter angewiesen bist! Dann also hört das Geldverdienen auf und dann wird das Wirtshaus „Hüter deutscher Kultur", wenn der Alkohol an der Jugend seine Arbeit getan hat. Das sieht doch nicht viel anders aus, als wenn die Kulturtat einer Feuerwehr darin bestünde, daß sie zuerst zuschaut, wie das Feuer die halbe Stadt verzehrt und dann allmählich, wenn nur noch rauchende Trümmerhaufen stehen, an ihre Pflicht zum Löschen denkt.

Aber das Schlimmste kommt noch. Wie ist es überhaupt möglich, daß sich die Gesamtheit der deutschen Gastwirte noch eine Stunde länger einen Präsidenten gefallen ließe, der Folgendes wörtlich im Zusammenhang mit seiner Ablehnung der Lustbarkeitssteuer und der Polizeistundenverschärfung sagte:

„Die Gesetzgeber sind Verbrecher, die dafür sorgen, daß ein Tanz vorzeitig abgebrochen wird und dadurch die jungen Leute in Nacht und Heimlichkeit hinausschickt, ehe ihre Ermüdung so groß geworden ist, daß sie sofort heimgehen. Ließe man sie bis 4 und 5 Uhr austoben, so gingen sie alsbald wieder an die Arbeit, denn um diese Zeit sieht ein Mädchen nicht mehr so verführerisch aus, wie um 12 Uhr nachts. (Heiterkeit und Beifall!!) ..."

Und das lassen dreieinhalb Tausend deutsche, verantwortliche Männer ohne Widerspruch in die Öffentlichkeit hinausgehen! Oder sollte der fröhliche Beifall besagen, daß auf die empfohlene Weise die „verloren gegangene Moral" dem deutschen Volke wiedergebracht werden soll? Muß da nicht das Vertrauen der Öffentlichkeit zum deutschen Gastwirteverband als Träger der Kultur erschüttert werden?

Darum haben wir allen Grund, von einer kulturellen und sittlichen Gefahr zu sprechen, wenn ein Verband mit einer solchen Führung nun auch politische Macht ausübt. Im Reich, in den Ländern und Gemeinden habe man sich „erfolgreich" an den Wahlen beteiligt. Mit „überwältigender Mehrheit" ist der Antrag des geschäftsführenden Ausschusses angenommen worden, der die Bildung eines „Wahlfonds" vorsieht in der Weise, daß 20 % aller Verbandsbeiträge zugunsten der Vertretung im Reichstag, und 10 % der preußischen Verbandsbeiträge für die Landtagswahlen bestimmt werden.

Ein Mangel an Geldmitteln, wie er gegenwärtig in den meisten deutschen Wirtschaftszweigen existiert, gibt es hier offenbar nicht. Es ist auch nicht zu verwundern. Denn die Industrien, die hinter dem Gastwirtsverband stehen, die Bier- und Likörfabriken gehören zu den wenigen, die noch voll im Betrieb sind. Man braucht nur die Augen aufzumachen, wer an den Plakatsäulen, an den Straßenbahnwagen, in den Bahnhöfen und Eisenbahnzügen, in der Presse und den Zeitschriften die auffallendste und teuerste Reklame machen kann. Das Kapitel der Genußmittelindustrie ist es, das sich nun auch der lebendigen Reklame der deutschen Gastwirte bedient, um den Absatz von Bier, Wein, Schaumweinen, Schnäpsen, Likören, Zigarren und Zigaretten zu steigern.

Es ist darum begreiflich, daß die positive Arbeit der Tagung hauptsächlich darin bestand, am Durchstoßen der wenigen gesetzgeberischen Dämme mitzuhelfen, die uns gegen die anschwellende Flut entsittlichender Vergnügungen geblieben sind. So wurde Sturm gelaufen gegen die Getränkesteuer, Lustbarkeitssteuer, Polizeistunde, Alkoholverbot für Jugendliche, Schankstättengesetz usw. Den dringenden Vorstellungen des Gastwirteverbandes sei es allein zu verdanken, daß in der Ermächtigungsperiode das Schankstättengesetz nicht zur Ausführung kam. Die Ausdehnung der Polizeistunde auch auf Vereine und geschlossene Gesellschaften würde „vom Volke ganz allgemein (!) als eine auf die Dauer unerträgliche Beschränkung der persönlichen Freiheit empfunden". Polizeistundenübertretungen seien „als solche und nicht als Vergehen zu betrachten". — Wo ist die „ganz allgemein" verbreitete Meinung, daß wir heute den pflichtvergessenen Genußmenschen ihre Nachtfeste auch noch gesetzlich erleichtern sollen, oder daß es „Beschränkung der persönlichen Freiheit" bedeutet, wenn wir die Verantwortungslosen zu denselben Verzichten zwingen, die Andere aus Liebe zu unserem verarmten Volke gerne auf sich nehmen? Ist es nicht völliger Zusammenbruch der Verantwortlichkeit, wenn Kösters Worte „Wir wollen keine Wickelkinder sein und nicht Schulmeistern und Bürokraten ausgeliefert werden" mit „stürmischem Beifall" aufgenommen werden? Wird hier nicht ein erschreckender Mangel an wirklicher Innenkultur deutlich? Denn das ist doch das Zeichen eines Menschen von Ethos und Kultur, daß er im Opfer und Verzichten, im Dienst für die Anderen nicht Knechtschaft, sondern Freiheit und wahre Menschenwürde sieht.

Schlimmer konnte sich der Gastwirteverband vor dem Kulturgewissen nicht bloßstellen; wer das Sturmlaufen gegen die gesetzlichen Einschränkungen der Vergnügungssucht dem Kampfe um persönliche Freiheit, und auch noch dazu mit pathetisch klingenden Worten gleichstellt, der sieht offenbar nicht oder will nicht sehen, wie er damit unser armes Volk noch tiefer in den politischen, wirtschaftlichen und sittlichen Sumpf hineinstößt.

Wo blieben denn die Patrioten, die Ernstgesinnten unter den Gastwirten? Es ist doch ganz undenkbar, daß bei ruhiger Überlegung, in etwas größerem, örtlichen und zeitlichen Abstand von den allerdings für ein trinkfrohes Gemüt allzu verlockend aussehenden Bier- und Likörbuden der Ausstellung die Mehrheit der deutschen Gastwirte solche Kulturarbeit gutheißt.

Aber warum haben die Gutgesinnten geschwiegen zu den an Frevel grenzenden Worten Kösters? Solche Sätze dürfte man nicht mit Lachen erledigen, und wenn es ein überlegenes (wie mir Manche sagten) also ablehnendes war. Hier hätte man mit heiligem deutschem Zorn dazwischen fahren müssen. Es ist eine schwere Unterlassungssünde, daß nichts zu hören war von dem Wollen zu einer modern-ethischen Gasthausreform, wie sie in der Schweiz teilweise mit glänzendem Erfolg durchgeführt ist. Fühlen sich denn die Herren nur noch ihrem Vereinsvorstand verantwortlich? Wo bleibt denn die Verantwortung gegenüber unseren deutschen Idealen, von denen das Kostbarste das Heiligtum der Ehe ist? Sehen denn die Herren Gastwirte nicht, wie dies schon durch das Weiterbestehen der bisherigen alkoholischen Vergnügungsstätten — noch ohne ihre „Förderung" durch Steuerfreiheit und sonstige gesetzliche „Erleichterungen" — oft an einem einzigen Abend die Erziehungs- und Aufbauarbeit von Elternhaus, Schule, religiösen Gemeinschaften, Jugendbewegung usw. wieder zunichte gemacht wird? Auf der einen Seite wollen sie die „verloren gegangene Moral" dem Volke wiederbringen, auf der anderen Seite wünschen sie staatliche Begünstigung der alkoholischen Vergnügungsstätten, jener schlimmsten Zerstörer deutscher Zucht und Sitte. Sollten denn wirklich die deutschen Gastwirte von der Art und vom Schlage des Wirts in „Hermann und Dorothea" ausgestorben sein? Ich kann es nicht glauben.

Die meiste Befriedigung fanden folgende Sätze der Begrüßungsansprache Kösters: „In den Parlamenten haben wir erreicht, daß die Abstinenzbewegung im Reich eingedämmt wurde, die eine Gefahr für das deutsche Volk und unser Gastwirtegewerbe bedeutet. ... Diese Bewegung ist so eingedämmt, daß wir zu

dieser Frage auf unserer Tagung keine Stellung mehr zu nehmen haben. ... So sind und wollen wir sein die Träger deutscher Kultur und deutscher Sitte."

Das deutsche Volk hat wie der Einzelne sein Schicksal in der Hand. Folgt es lieber denen, die es zum Genuß- und Bierphilistertum führen, als jenen, die es aufrufen zum Opfersinn und zur heiligen Nüchternheit, so können freilich keine einzelnen Rufer und Warner etwas daran ändern. Und wirft man nur einen Blick auf die Art, wie jetzt allenthalben die vielen Feste bei Bierdunst und Tabakqualm wie in der reichen Friedenszeit vor sich gehen, oder wie anregend die Karlsruher Tagung auf die Trinkfreudigkeit der Ein- und Umwohner gewirkt hat — wer zählte sie all die Halb- und Ganzbetrunkenen, die in Autos und Droschken die festliche Stätte des Ausstellungsplatzes verließen! — der muß allerdings zugeben, daß die Trinker wieder die Überhand haben. Fein verstand es die Leitung der Gastwirtetagung, in Sonderblättern die Bevölkerung schon im voraus in ihrem Sinne zu beeinflussen. Da erschienen Artikel „Vom Rückgang des Alkoholverbrauchs in Deutschland" oder „Das Bier ein Nationalgetränk der Völker" und zwischen den Zeilen war stets das eine Motto zu lesen: ihr lieben Deutschen trinkt ja viel zu wenig! Der gute Deutsche läßt sich natürlich so etwas nicht zweimal sagen. Laut schreien es ja außerdem die Plakatsäulen, die Reklameschilder an Elektrischen und im Eisenbahnwagen: ihr Deutsche trinkt Bier, Schnaps, Likör, Weinbrand — und raucht!

Gegenüber all diesen menschlichen und papierenen Schreiern ist es vielleicht doch eine Ehre zu der Kampftruppe der Rufer zu gehören, die es nicht nur sagen und schreiben, sondern auch leben: Wir können nur dann innerlich und äußerlich wiedergesunden, wenn wir den Mut, die Kraft, die Freude und die Würde aufbringen zu einem Leben in echter Freude und neuer, reiner Geselligkeit. Die 49. Tagung des deutschen Gastwirteverbandes hat mit erschütternder Klarheit gezeigt, daß dieses Gewerbe in seinen Hauptvertretern unfähig ist, ein Mittel zur deutschen Gesundung zu sein.

Wo aber deutsche Jugend, einerlei welcher Organisation, Partei oder Abstempelung, hindurchgeschritten ist durch die Zeit der Romantik zu heiliger Nüchternheit und opferbereitem Dienst und bei ihren Tagungen und Festen einen neuen Stil der Geselligkeit, frei von allen Genußgiften schuf, da ist das Gefäß kommender deutscher Kultur- und Volkserneuerung.

Entschiedener konnte wohl kaum die verantwortliche Führung eines großen und bedeutungsvollen Gewerbes von dem inneren Wiederaufbau sich ausschalten, als es hier geschah. Die deutsche Öffentlichkeit ist gespannt darauf, wie sich das deutsche Gastwirtegewerbe in seinen besten Teilen in Zukunft zu einer Leitung stellt, die das geistige Fiasko einer derartig verantwortungsvollen Tagung verschuldet hat.

Karlsruhe Max Bürck

Die Quäkerkonferenz 1924 und George Fox

Die diesjährige Tagung der deutschen „Freunde" und der deutschen „Freunde der Freunde", die vom 17. bis 20. Juli in Wilhelmshöhe bei Cassel stattfand, stand im Lichtschein des 300jährigen Geburtstags von George Fox. An 200 Menschen hatten sich zusammengefunden, meist Glieder von quäkerisch gesinnten Gruppen aus den verschiedensten deutschen Städten. Im Anfang war die Haltung der recht arbeitssamen und regen, doch noch traditionslosen Versammlung unruhig und suchend; aber sie tastete sich allmählich durch nach dem quäkerischen Geist. Dabei halfen die ausländischen „Freunde" aus Amerika und England, deren warmherzigen Einfluß wir stark und von Herzen dankbar empfanden, persönlich die Tradition herstellend, indem sie ihre Jahrhunderte erprobte schlichte Sicherheit immer wieder als beruhigende Macht hineinströmen ließen. Dabei half vor allem jene charakteristische kultische Form der Freunde: der Schweigende Dienst. Seltsam eindringlich ist dies Schweigen, schon durch seine Länge anders wirkend als das viel kürzere Stillgebet unserer Kirchen. Ich glaube, es werden allen die eindrucksvollsten Augenblicke der ganzen Tagung geblieben sein, die tiefen, beruhigenden und zugleich unter den mannigfaltigen Meinungen und Zungen Gemeinschaft gebenden, wenn es hieß: wir wollen einige Minuten still zusammen sein; wenn dann Alles so still wurde, daß man nichts mehr hörte als ein fernes Hämmern, durch die offenen Fenster den durch die Baumwipfel heranwühlenden Wind und das leise Atmen der Freunde, und man dann wartete auf den Advent des Herrn. Nur vielleicht: mehr warten lernen und weniger reden in solcher Andacht. Wir sind Epigonen der Frömmigkeit. George Fox der Prophet hätte gewaltiger sprechen dürfen, wenn er gekommen wäre. Und seinen Geist versuchte nach Paul Helbecks (Elberfeld) eröffnenden Worten Alfred Garret (Philadelphia) heraufzubeschwören, der auf ihn weisend, das Quäkertum in seinem Wesensantlitz meisterlich vor die Augen zeichnete: Einfachheit, Einfalt als den einen charakteristischen Zug; Einfachheit im Leben, die zugleich soziales Symbol ist, und Einfalt vor allem im Denken, die ihre Kinder sicher leitet durch die verworrene Kompliziertheit der Problematik des 20. Jahrhunderts. Practicality — das ist der andere Zug im Antlitz des Quäkertums. Der Gehorsam muß mit der Erkenntnis gleichen Schritt halten. „Die Botschaft der Gesellschaft der Freunde" brachten in seiner gütig warmen Art Adolf Baumann (Fürth), mehr praktische Aufgaben und Wege weisend Walther Koch (Cassel). Die einsetzenden Besprechungen zeigten erschütternd in den Bekenntnissen derer, die darum wissen mußten, die immer fluthafter gegen alle Dämme wellende soziale Not, die harte Wahrheit der Stunde in den nackten Tatsachen des Wohnungselends bis zu denen des Zehn-, Zwölf-, ja Vierzehn-, Sechzehn-Stundentags (den Arbeitsweg wohl eingerechnet), des Brachliegens solcher erziehlicher Einrichtungen wie der Betriebsräte, denen gegenüber Unternehmertum wie Arbeiterschaft sich seelisch unfähig erwiesen haben. Dazu die immer bewölkte internationale Lage. Düster blickte man in die Zukunft. Aber vor jeremianischer Ausdeutung des „Finsternismeeres" vor uns bewahrte George Foxens Geist, der den Silberstreifen heraufschimmern ließ und zum Glauben an das Licht und zur Pflicht rief. Die Kirche versagt vor der Not, ist bürgerliche Kirche, den Massen entfremdet. Das Manifest von Bethel? Wohl nicht nur ein „decorum", aber was denn Anderes als eine spätgefaßte Formulierung dessen, was schon längst Allgemeingut der öffentlichen Meinung ist. Die Verbitterung gegen die Kirche schlug anfangs in den unter den „Freunden" befremdenden und mit Recht von Rade u. A. gerügten Zwischenrufen rauchige Flammen, die sich später läuterten: nicht Kampf gegen die Kirche, sondern kräftige Arbeit da, wo sie versagt! Luther, hieß es, hat diese konservative Kirche äußerer autoritativer Ordnung um eine tiefe freie Innerlichkeit, die unser bleiben soll, geschaffen; George Fox ist der vorwärtsdrängende Geist der vollen und ganzen Freiheit in der Konsequenz der Lutherschen Tat. So marschiert das Quäkertum mit all denen, die frei sein wollen: das deutsche Quäkertum. Etwa 70 deutsche eingetragene Mitglieder der amerikanischen oder englischen Gesellschaft der Freunde gibt es, deren Organisation in einem „Bund der deutschen Freunde", zu dem die deutschen „Freunde der Freunde" in das Verhältnis angeschlossener Mitgliedschaft treten können und der in lockerer vorläufiger Form eine deutsche „Religiöse Gesellschaft der Freunde" vorwegnimmt, dem Forum vorgeschlagen und von ihm gebilligt wurde. Ebenso ging eine Anregung eines „Internationalen Rates" der Quäker von der Tagung aus. Es war eine Stunde, über deren kirchengeschichtliche Wichtigkeit hier nicht weiter gesprochen werden soll. —

Der Freitagabend (18.) hatte eine lokale Bedeutung für Cassel. Im evangelischen Vereinshaus sprach vor einer gut besuchten Versammlung, an der Vertreter der (den Quäkern gewiß verpflichteten) deutschen Behörden nicht nur repräsentativ teilnahmen, Charles Roden Buxton (London), der bekannte englische Politiker, über seine persönliche politische Haltung, seine Arbeit um die Revision des Versailler Vertrages und an der Saarfrage. Der Mangel des internationalen Rechts ist die große ausschlaggebende Unterlassungssünde aller europäischer Staaten. Nach ihm redete Alfons Paquet (Frankfurt) für den „Europäischen Gedanken" neuer Einheit und Gemeinschaft bildender Geschichtsbetrachtung. Er wandte sich gegen die Kriegsgeographie des konservativen Fatalismus und Pessimismus, die Europa auflöse in ein Gezweige strategischer Landschaften, für die Stegemanns Rheinbuch symptomatisch sei. Jean Mary Fry fand aus dem Augenblick feinfühlig das rechte Quäkerschlußwort von der Erlösung der aktiv dienenden Liebe. Den letzten Abend beschloß im Kreis der Freunde Carl Heath mit einem angenehmen, schlichten Vortrag über „Individuum und Gemeinschaft im Quäkertum". Damit beginnt Religion, daß der einzelne Mensch im Universum sich allein fühlt mit der inneren Stimme. Das ist die Stufe der in Gott freien Persönlichkeit. Darüber aber leuchtet die Idee der Gemeinschaft, welche die Religiöse „Gesellschaft" der Freunde erfährt, indem sie geisterlebnishaft Gemeinde und Bruderschaft wird im „Silent Worship". — Es war ein schöner Ausklang nach manchem Ergreifenden und manchem Gewirr. Theologie hat uns das Quäkertum durchaus nicht zu geben! Dafür eine um so trefflichere praktische Laienfrömmigkeit, für die wir mit unsern Pastorenkirchen dankbar zu sein haben. Und das junge deutsche Quäkertum hüte sich, sein Wesen mißzuverstehn in Worten, die fielen, wie „kosmischer Mystik" und ähnlichen Marken. Man hätte viel schärfer und bewußter sich hineinstellen sollen in den Lichtschein, der von George Foxens Geburtstag auf uns alle leuchten mußte, und hätte an seiner Frömmigkeit sich erkennen und klären können.

Vor 300 Jahren wurde dieser seltsame, ernste, leidenschaftliche Mann geboren:

„Ich bin geboren im Monat den man Juli nennt 1624, zu Drayton in-the-Cley, in Leicesterhire. Mein Vater hieß Christoph Fox; er war Weber von Beruf, ein ehrbarer Mann, und es war ein ‚Same von Gott' in ihm. ... Meine Mutter war eine rechtschaffene Frau; ihr Mädchenname war Mary Lago, aus der Familie der Lago und aus dem Geschlecht der Martyrer."

So schreibt in A Journal of the Life of George Fox, das 1908 auswahlweise in der guten schlichten deutschen Übersetzung von

Marg. Stähelin erschienen ist, die Paul Wernle mit einer Einführung versehen hat. (George Fox, Aufzeichnungen und Briefe des ersten Quäkers. In Auswahl übersetzt von M. St. Mit einer Einführung von Prof. D. P. Wernle. Tübingen, Mohr 1908.) Diese Selbstbiographie*) ist ein Alterswerk, breit angelegt, oft langatmig und wiederholend, so daß M. St. gut tat, sie zu kürzen. Dazu müßte der Leser den grauen verschleiernden Firnis apologetischer und besonnener Altersbetrachtung von dem Selbstporträt versuchen abzulösen: dann brechen an vielen Stellen die hellen Farben glühend und leuchtend hervor. Und es scheint mir geraten, Wernles Vorwort erst hinterdrein zu lesen, der in ehrlicher warmer Neigung die rational-humanen und moralischen Züge als die gesunden, reifen und tiefen aus dem vermeintlichen enthusiastischen Schlackenwerk heraushebt und der in dieser seiner Art die Gestalt des George Fox ihrem echten und vollen Wesensgehalt nach mir nicht zu erfassen scheint, während sein Antipode William James in „Varieties of Religious Experience“ (Deutsche Bearbeitung von G. Wobbermin. Die Religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. Leipzig.[3] 1920) sie als religionspathologisches Objekt benutzt. Foxens Frömmigkeit, zu der übrigens merkwürdig verknotete historische Fäden von Luther herübergesponnen sind, wie sie Theodor Sippell in seiner gehaltvollen wissenschaftlichen Schrift „Zur Vorgeschichte des Quäkertums“ (Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. Gießen, Töpelmann 1920) aufweist, ist enthusiastischer Prophetismus der Endzeit, mit mysteriösen charismatischen Gaben, mit pneumatischer Heilkraft, mit spiritueller Exusia und Mantik, mit dem Selbstbewußtsein der göttlichen Sendung. Paulus, der Apostel, der sich vom Geist durch die Lande getrieben fühlt, der ganzen verfinsterten Welt noch vor dem herabrechenden Gericht die Botschaft zu bringen — Paulus der Prediger und Schreiber mit „Macht“ und der Martyrer um des Evangeliums willen ist der Typ. Vielmehr aber noch der alttestamentliche Prophet. Im fromm-sittlichen, durchaus in der Bibel, vor allem in den alttestamentlichen Gedanken der Vergeltung lebenden Rigorismus wird der ausschweifende Geist der dem Rausch ungezügelten Subjektivismus fröhnenden Ranters gebannt; in der Forderung einer ganz unmittelbaren persönlichen Gotteserfahrung und freien sittlichen Hingabe zum Dienst an diesen frei geoffenbarten Gotteswillen wird der puritanische buchstabenorthodoxe Formenkram theologischer und pharisäischer Art als toter nichtsnutziger Plunder zerbrochen. Es mögen aus dem „Journal“ einige das ursprüngliche Wesen zeigende Stellen folgen, bei denen das farbige gewaltige Brennen im Grunde den nur dünn aufgetragenen Altersfirnis abblättern läßt:

„Ferner verbot mir der Herr, als er mich in die Welt hinaus sandte, meinen Hut abzunehmen vor irgend jemand, hoch oder niedrig; und ich hatte den Befehl, zu allen, Männern und Frauen, Du zu sagen, ohne irgendeinen Unterschied zu machen zwischen reich oder arm, groß oder klein ... die Kraft des Herrn half mir durch alles hindurch, zu seiner Ehre, und viele kehrten sich in kurzer Zeit zu Gott, denn der große Tag des Herrn ging auf aus der Höhe und brach eilends an....“

Der Kirchenstürmer auf Gottes Ruf:

„Als ich ... in der Nähe von Nottingham von einem Hügel aus die Stadt überblickte, da gewahrte ich das riesige Turmhaus, und der Herr sagte zu mir: ‚Du muß hingehen und gegen jene großen Götzen schreien und gegen die, welche drinnen anbeten‘.“

Sein intuitiver Blick:

„Bei meinem Herumziehen auf den Jahrmärkten und Märkten und in den Städten, sah ich Tod und Finsternis in allen, welche die Kraft des Herrn nicht ergriffen hatte.“

Der furchtbare Ruf über die Stadt Lichfield:

„... es ging mir durch Mark und Bein; ich fragte, was das für eine Ortschaft sei? es hieß: Lichfield. Also bald erging das Wort des Herrn an mich, daß ich dorthin gehen müsse ... ich entfernte mich und lief über Hecken und Gräben, bis ich eine Meile weit von Lichfield entfernt war. ... Hier befahl mir der Herr, meine Schuhe auszuziehn; ich zögerte, denn es war Winter; doch das Wort des Herrn war wie Feuer in mir. So zog ich denn meine Schuhe aus und ließ sie bei den Schäfern, und die armen Schäfer zitterten und waren ganz bestürzt. Darauf lief ich wieder eine Meile, und sobald ich wieder in der Stadt war, erging das Wort des Herrn an mich: ‚Rufe: Wehe der blutigen Stadt Lichfield!‘ Ich ging also die Straße auf und ab und rief: ‚Wehe der blutigen Stadt Lichfield!‘ Da es Markttag war, ging ich auf den Marktplatz, lief auf demselben umher und rief von Zeit zu Zeit: ‚Wehe der blutigen Stadt Lichfield!‘ ... Während ich rufend durch die Straßen ging, schien es mir, als ob ein Bach von Blut durch die Straßen fließe, und der Marktplatz kam mir vor wie ein Teich von Blut. Als ich mich der mir aufgetragenen Verkündigung entledigt hatte, verließ ich im Frieden die Stadt. ... Aber das Feuer des Herrn war so in meinen Füßen und in meinem ganzen Körper, daß mir nichts daran lag, meine Schuhe überhaupt wieder anzuziehen. ... Nach und nach aber fiel es mir ein, wie zur Zeit des Kaisers Diokletian 1000 Christen in Lichfield gemartert worden waren; darum hatte ich ohne Schuhe durch den Bach ihres Blutes gehen müssen, damit die Erinnerung an das Blut jener Martyrer, das vor mehr als 1000 Jahren vergossen worden und in ihren Straßen ergossen war, wach werde. ... Ich könnte noch viel berichten über alles, was sich mir offenbarte über das hier während der zehn Verfolgungen und später vergossene Martyrerblut, aber ich überlasse es dem Herrn und seinem Buch, aus welchem alles gerichtet werden wird. ...“ Seine prophetische „Macht“:

„... ich begab mich ins Turmhaus, wo einer predigte. Als er geendet, trieb mich die mächtige Kraft Gottes, zu ihnen zu reden, und ich wies sie auf Christus, ihren Lehrer, hin. Die Kraft des Herrn war so mächtig, daß alle von großer Furcht ergriffen wurden. Der Bürgermeister kam und sprach ein paar Worte mit mir, aber niemand hatte Macht, mir etwas zu tun. ...“

„... unter diesen war auch ein Helfer, ein böser Mann, der, als er die Kraft des Herrn verspürte, aufschrie vor Zorn, worauf ich meine Augen auf ihn heftete ... und er schrie: ‚Durchbohre mich nicht so mit deinen Augen! wende deine Augen ab von mir‘.“

„Darauf ging ich in ein nahegelegenes Turmhaus, wo der Priester und das Volk in großer Erregung waren, denn eben dieser Priester hatte den ‚Freunden‘ mit allem Möglichen, das er tun werde, gedroht; als ich aber kam, machte er sich davon, denn die Kraft des Herrn kam über ihn und über die Andern. Ja, des Herrn ewige Kraft kam über die Erde und drang zu den Herzen der Menschen und machte die Priester und ‚Frommen‘ zittern. Sie machte die Geister der Erde und der Luft erbeben, zu welchen sie vorgaben zu beten, so daß sie einen Schreck bekamen, wenn es hieß: ‚Der Mann in den ledernen Kleidern kommt!‘ ...“

Ein Aufweis des „Zitterns“ aller biblischen Propheten und Apostel vor dem Herrn in einem Sendschreiben „an die, welche über das Zittern und Beben (quake) (der Quäker, Zitterer) spotteten“ mit dem Ausklang:

„... Wir ehren und preisen die Macht, die den Teufel erzittern macht, die Erde erbeben läßt und den Stolz und Hochmut niederschmettert, die Tiere auf den Feldern erzittern macht und die Erde wanken. Diese Kraft ehren und verkünden wir. ...“

Und wieder die visionelle Kraft und die symbolisch handelnde Verkündigung im Brand von London:

„Gleich am Tage nach meiner Freilassung brach das Feuer in London aus, und das Gerücht davon verbreitete sich rasch im Lande. Da sah ich, daß Gott der Herr sein Wort wahr gemacht hatte, das im Gefängnis zu Lancaster zu mir geschehen war, als ich den Engel des Herrn gesehen hatte, wie er mit einem leuchtenden Schwerte gen Süden zeigte. ... Die Bewohner waren vor diesem Feuer gewarnt worden; aber wenige hatten es geglaubt oder zu Herzen genommen, vielmehr wurden sie noch schlechter und hochmütiger. Ein ‚Freund‘ war nämlich getrieben worden, von Huntingdonshire herunterzukommen, kurz vor der Feuersbrunst, und sein Geld herum zu streuen, sein Pferd frei in den Straßen herum zu führen, die Kniebänder aufzulösen, die Strümpfe herunter hängen zu lassen, das Wams aufzuknöpfen und den Leuten zu sagen: ‚So werdet ihr herumlaufen und euer Hab und Gut umherstreuen, halb nackt, wie Wahnsinnige‘; und so geschah es, als die Stadt brannte. So machte der Herr seine Propheten und Diener zu Werkzeugen seiner Kraft und gab ihnen Zeichen seines Gerichts und sandte sie, das Volk zu warnen; aber statt Buße zu tun, haben sie sie mißhandelt....“

Die Verkündigung des jüngsten Gerichts:

„Unterwegs kamen wir zu einem großen Hügel, genannt Pendlehill; und der Herr trieb mich, auf denselben hinaufzugehen. ... Als ich oben ankam, blickte ich auf das Meer, das Lancashire umspült. Von diesem Hügel aus zeigte mir der Herr die Orte, wo ihm ein großes Volk sollte gesammelt werden. ... Am Abend kamen wir zu einer Herberge ... und hier ließ mich der Herr ein Gesicht sehen: eine große Schar in weißen Kleidern am Ufer eines Flusses, die zum Herrn kamen, und der Ort, den ich sah, war bei Wensleydale und Sedbergh. ...“

„Es kam über mich vom Herrn, ein kurzes Schreiben aufzusetzen und zu verbreiten, als Ermahnung an den Papst und alle Könige und Herrscher von ganz Europa: ‚Freunde, ihr Häupter ... wendet euch nicht ab, wenn Gottes Stimme ... aus der Höhe euch ruft, auf daß nicht sein Arm und seine Macht, die jetzt die Welt ergriffen haben, euch unversehens erfassen. ... Lasset solches die Könige von Frankreich und Spanien und den Papst wissen, damit sie alles prüfen ..., denn der große Tag des Herrn ist über die Bosheit und Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen gekommen, und der Herr wird richten ... alles Fleisch‘ ...“

Nichts von Versenkung und Mystik; das ist biblisch dramatischer, das historische Kommen des Herrn zum Weltgericht erwartender und prophetisch verkündender, das Volk Gottes sammelnder Offenbarungsglaube. Das Schibboleth des „Inneren Lichts“ ist eine irreführende Marke. Der Geist, das Pneuma, die unmittelbare persönliche Offenbarung des heiligen Gottes ist das den Propheten nach der Art derer des Alten Bundes in die Welt hinausjagende und verzehrende Feuer: der Innere Brand.

Marburg Werner Petersmann

*) Für dies Jahr ein zeitgemäßes Weihnachtsgeschenk. Eins der bleibenden Bücher. D H

Bücher und Schriften

Eine alte Geheimlehre

Wir sprachen einmal (CW Nr. 20/21 Sp. 384) von Hauers Meinung über die Bedeutung des ekstatischen Elements in den schöpferischen Perioden der Religionen einschließlich des Christentums. Hauer spricht hier im Singular; aber lebendige Religionen haben doch wohl mehrere Schöpfungszeiten.

Wie dem sei, — der geistige Zustand, aus dem, in dem und gegen den das werdende Christentum sich durchsetzte, war in der Tat bis in das Neue Testament hinein mit seinen Besessenen, seinem Zungenreden und seinen Pauluserlebnissen im siebenten Himmel aufs Stärkste ekstatisch bestimmt. Das ist aber auch die ganze Zeit und bleibt es während des ganzen Entscheidungskampfes. Ich sprach schon von Jamblichus. Sein Buch über die Geheimlehren, „die einzige vollständig erhaltene mystisch-theosophische Schrift des griechischen Altertums", geschrieben um 300 nach Christus haben wir neuerdings in einer ganz vorzüglichen, ja geradezu mustergültigen Übersetzung. Mit der Zugänglichmachung solcher Quellenwerke und noch dazu einer so gründlichen und lichtvollen, erwerben sich die theosophischen Verlage ein von Freunden wie Feinden ihrer Sache gleich anzuerkennendes Verdienst. (Jamblichus: Über die Geheimlehren, aus dem Griechischen übersetzt, eingeleitet und erklärt von Theodor Höpfner. Leipzig, Theosophisches Verlagshaus, jetzt wahrscheinlich G. Schloß, Neubiberg 1922.) Der Übersetzer hat nämlich sein gründliches Eintauchen in das Werk und die es umspülenden Fragen dahin fruchtbar gemacht, daß er das Buch nicht nur verdeutscht, sondern auch den Text durch fortlaufende Klammereinschaltungen, die man fortlassen oder mitlesen kann, auf das Willkommenste aufgelichtet hat. In einer zweiten Auflage sollte man diese Einschübe durch kleineren Druck noch stärker und übersichtlicher abheben. Eine Einführung und sehr ausführliche Anmerkungen dehnen die Klärung, die das Buch über seine Zeit gibt, noch weiter aus. Man kann in den Vorworten zu Quellenübertragungen mitunter lesen: hier in der Einleitung werde jetzt eine Skizze der Zeit gegeben, nach welcher der Leser die Irrtümer des Buches sich selbst korrigieren könne. Das kann gewöhnlich nur der, der dem Werk ein spezielles Studium widmet, und der braucht auch die Übersetzung gemeinhin nicht. Ich glaube deshalb, Höpfner hat richtig geurteilt, wenn er meint, daß der Übersetzer auch das zum rechten Verständnis des übertragenen Textes Nötige beibringen soll. Jedenfalls verdient er dafür noch besonderen Dank.

Die Schrift des Jamblichus ist Widerlegung einer Schrift seines Lehrers Porphyrius. Dieser ist offenbar sehr viel stärker Wissenschaftler in unserm Sinn als der hart dogmatische Jamblichus. Er ist geneigt die ekstatischen und theurgischen Probleme viel stärker realistisch-psychologisch aufzufassen, während Jamblichus mit scholastischer Schärfe die Objektivität aller in Betracht kommenden Dinge zu beweisen sucht. Falls Höpfner, was sehr zu wünschen wäre, zu einer zweiten Auflage des interessanten Buches kommt, möchte ich den Vorschlag machen, daß er einmal den Versuch anstellt, ob sich nicht aus den Antworten des Jamblichus die Schrift des Porphyrius noch einigermaßen, wenn auch etwa nur skizzenhaft, wiederherstellen läßt. Man würde dann die Einzelheiten aus ihrem allgemeinen Zusammenhang sehr viel eindringlicher verstehen. Arthur Bonus

Älteres von Ricarda Huch

Man kann nicht sagen, daß unsre Theologenschaft zu wenig auf die Stimme der Laien gehört habe. Eher ist die Frage, ob sie es mit der nötigen Kritik tat. Was unsre Laien vorbrachten — auch in langen Spalten der Christlichen Welt — war vielfach zum einen Teil ein ziemlich abgestandener Rationalismus und zum andern ein noch schnelleres Tempo im Prozeß der Verwissenschaftlichung der Religion, als die Theologen es schon von selbst einschlugen.

Um so aufmerksamer sollte man zuhören, wenn ein Laie spricht, der es einmal nicht mit der berühmten Versöhnung der Religion mit der Kultur alias Wissenschaft hat, sondern dem es auf die Religion selbst ankommt. Und nun gar, wenn es ein Dichter vom Ausmaß der Ricarda Huch ist. Es durfte nicht so schnell vergessen werden, daß sie uns zwei reiche und eigentümliche religiöse Bücher geschenkt hat: „Der Sinn der Heiligen Schrift" und „Luthers Glaube" (beide im Inselverlag, Leipzig erschienen). Ich notiere im Zusammenhang mit den vor Längerem (Nr. 20/21 Sp. 383) verhandelten Fragen nach der Moral (Sinn der Heiligen Schrift S. 70): „Das Schicksal sowie die Logik sind nur eine Abstraktion, ein Auflösungsergebnis; der ganze Mensch, das ist der, welcher aus inneren Antrieben handelt, ist frei: entweder, weil er noch unbewußt ist und also unter Gott steht, oder weil er selbstvergessen ist und sich somit wieder unter Gott stellt. Was das Inkrafttreten der Impulse hindert, ist das Übergewicht des Selbstbewußtseins über das Unbewußte oder, was dasselbe sagen will, die Absonderung des Einzelnen vom Ganzen." Auch auf die sehr eigentümlichen und ganz stark religiös geschauten Ausführungen zur Frauenfrage, z. B. S. 101—110, sei in diesem Zusammenhang hingewiesen. Ich hoffe auf die schönen Bücher noch zurückkommen zu können.

Vor allem bewegt mich eine Lektüre, die ich leider erst jetzt vorgenommen hatte, — nicht zu spät, wie ich glaube, um jetzt, nachdem zwischen das Buch und das Heute die furchtbare Wirklichkeit des beginnenden (so muß man jawohl sagen) Weltkriegs gefallen ist, erst recht darauf hinzuweisen: die dreibändige Darstellung des dreißigjährigen Krieges: „Der große Krieg in Deutschland" (ebenda 1912 und 1914). Bild hart an Bild wie Steine eines Mosaiks geschoben, jedes für sich voll Glanz, Farbe und Kraft und so, daß sich in ihnen das große Geschehen fortlaufend abrollt. In der Technik also, die sie auch sonst gern anwendet, die wir auch von der Lagerlöf kennen und die seit dem Auftreten dieser beiden starken Frauen vielfach Stil geworden ist. Es sind Edelsteine unter diesen Stücken: die Charakteristiken des Landgrafen Moritz von Hessen und seines Sohnes Wilhelm, Gustav Adolfs, Tillys, des Jesuiten Spee, Keplers; nicht zuletzt die kleinen Bilder, die den Hintergrund geben, die Hexenbrennerei in Würzburg und Bamberg, Heinrich Schützens Neue Musik in Dresden. Die Verdunkelung der Zustände vollzieht sich hauptsächlich in solchen eingestreuten Bildern. Die Hauptpersonen des Krieges werden trotz ihrer Massenhaftigkeit unverwechselbar anschaulich.

Ein wehmütiges und fast beängstigendes Buch für Nachkriegsleser, die all den Zank, all die furchtbare Zerklüftung im Volk zu Gunsten der Feinde, all die Scheuklappenweisheit, all den Mangel an Gefühl für das Ganze in Zeiten äußerster Gefahr, und nicht zuletzt all die Großmäuligkeit wiederfinden, die unser Volk heute zerreißen. Waren wir je das bescheidene Volk, das wir zu sein glaubten und allzusehr rühmten? Waren wir je das eigentümliche Volk, das sich seine Form selbst bestimmt, statt sie sich als neueste Mode aus Paris zu verschreiben, wie den undeutschen Patriotismus der grande nation, der uns jetzt verzerrt und um unsre geschichtliche Stunde bringt. Die Stunde meine ich, in der wir in all unsrer Ohnmacht doch der Welt unser Gesetz aufzwingen könnten, das Gesetz, unter dem wir angetreten, das Gesetz der Völkerachtung und -verbündung, das alle unsre Großen verkündigten, statt den abgelaufenen alten romanischen Idealen der Weltherrschaft und des nationalen Ruhmes nachzuheulen und zu -winseln.

Kehren wir indes zurück. Das Buch ist von sehr hoher Warte aus geschrieben. Es ist nicht das Recht der unschuldigen Engel gegen die Teufel, das Ricarda Huch schrieb; es ist die Tragödie Deutschlands, fast möchte man heute sagen: die ewige Tragödie Deutschlands, die für die im Parterre sitzenden Nachbarn eine Komödie ist.

Denn wenn wir das bescheidene Volk doch wohl nicht sind, das wir zu sein glaubten, — jenes Volk sind wir, scheints, geblieben, über welch-s Tiberius urteilte, man könne seine Ungefährlichmachung seinem eigenen inneren Hader überlassen.

Bischofstein Arthur Bonus

Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre. Von Karl Heckel. Mit einem Bildnis Nietzsches. Reclams Universalbibliothek Nr. 6342—6344. 260 S. 90 Pf.

Friedrich Nietzsche. Von Prof. Dr. med. et phil. F. Köhler. Aus Natur- und Geisteswelt 601. Teubner 1921. 120 S. 1.60 M.

Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. Vier Krankheitsgeschichten von Dr. med. A. Müller. Bonn, Marcus und Weber, o. J. 102 S. 2.50 M.

Das Religionsproblem bei Friedrich Nietzsche. Von Lic. Theodor Odenwald. Leipzig, Hinrichs 1922. 88 S. 1.50 M.

Nietzsche. Von Heinrich Römer. Leipzig, Klinkhardt und Biermann 1921. Zwei Bde., 296 u. 386 S. 15, geb. 20 und 22 M.

Friedrich Nietzsche. Von Christoph Schrempf. Die Klassiker der Religion. 9. Bd. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1922. 128 S. 2, gebunden 3.20 M.

Diese Schriften bedeuten eine umfangreiche Vermehrung, wenn auch nicht durchweg eine hervorragende Bereicherung der Nietzsche-Literatur. Eine durchaus erfreuliche Erscheinung ist die Schrift von Müller: eine gründliche und, weil aus der Feder eines Fachkollegen stammend, besonders wirkungsvolle Widerlegung von Möbius. Müller gibt eine streng sachliche Darstellung vom Krankheitsverlauf bei den genannten Persönlichkeiten und schließt daran seine Beurteilung. Er zeigt an den im Titel genannten Beispielen die auf dem Boden körperlicher Veranlagung als notwendiger Voraussetzung sich entwickelnde Neurasthenie in ihren verschiedenen Formen: Neurasthenie als willenloses Nachgeben gegen körperliche Schmerzen und Unlustempfindungen, psychopathisch zu werten (Mörike) und Neurasthenie als Erschöpfung infolge des Kampfes mit äußeren Mächten (Bismarck) oder infolge innerer Konflikte, so zwischen Wollen und Können (Scheffel, die Tragik des Wartburgromans) oder zwischen überfeinertem Empfinden und mangelnder Widerstandskraft (Nietzsche). In der Krankheitsgeschichte Nietzsches im besonderen unterscheidet er gegen Möbius und seine Nachbeter streng zwischen seiner Neurasthenie (bis 1888) und seiner Paralyse. Über die selbst von Möbius als atypisch bezeichnete Paralyse hätte nur eine anatomische Untersuchung von Nietzsches Gehirn nach seinem Tode Auskunft geben können. Diese ist unterblieben, womit sich jedes Reden über sie, insonderheit über ihren Ursprung (Möbius kon-

struiert bekanntlich als ihre Ursache eine Infektion) als Dilettantismus erledigt. Nietzsches Neurasthenie findet ihre Erklärung in einer Gleichgewichtsstörung. Übergroßes Zartgefühl für fremdes Leid, überstarke Empfindlichkeit für Charaktermängel Anderer, die Erkenntnis des Gegensatzes, in den ihn ein psychologischer Scharfsinn und sein moralisches Feingefühl zur herrschenden Denkungsart brachten, die wachsende Vereinsamung bei dem ausgesprochenen Menschenhunger und die aus dem allen sich ergebenden seelischen Erregungen erzeugten in ihm die Erkenntnis, daß er sich nur durch Ablehnung und Kampf behaupten kann, also durch Willen zur Macht, den er aber tatsächlich nicht aufbringt. Diese Disharmonie ist die Wurzel seiner Neurasthenie. Eine wertvolle Ergänzung finden die Krankheitsgeschichten durch Ratschläge für die Behandlung der Neurasthenie, die in einem kräftigen Protest gegen die moderne Verweichlichungspädagogik ausmünden. „Es ist notwendig, daß der werdende Mensch bis zum vollen Maß seiner Fähigkeiten beansprucht wird." Literarhistoriker, Psychologen, Pädagogen und — Neurastheniker selbst werden die Schrift mit gleichem Gewinn lesen.

Ein Einzelthema behandelt auch Odenwald. Er will die Frage lösen: Warum kam Nietzsche trotz seiner religiösen Veranlagung — eine solche erkennt er mit Recht gegen Grützmacher, der in Nietzsche einen areligiösen Menschen sieht, an — nicht zu einem positiven Verhältnis zur Religion? Den Grund findet er in Nietzsches ablehnender Stellung zur Metaphysik, die Nietzsche irrigerweise mit Religion identifiziert, und in seiner „überspreizten" intellektuellen Rechtschaffenheit. Aber damit hat Odenwald das Religionsproblem bei Nietzsche nicht gelöst. Denn Nietzsches intellektuelle Rechtschaffenheit widerstrebt auch dem Wiederkunftsgedanken — es ist Zarathustras größter Schmerz, daß er, der Prediger der Wiederkunft nicht der Freier der Wahrheit ist, sondern nur Narr, nur Dichter — und trotzdem verkündet er sie. Was Odenwald unter der negativen Stellung Nietzsches zur Religion begreift, hat andere Gründe. Es erklärt sich einmal aus seinem wissenschaftlichen Dilettantismus: Nietzsche ist nicht Systematiker, sondern er ist mit der ganzen Kritiklosigkeit und Assoziationsenergie des Dilettanten ausgestattet; seine Anschauungen sind oft Zufallsprodukte, gezeugt und empfangen aus Schriften, die Zufall oder Schicksal ihm in die Hände spielten, wie auch seine Stellung zum Christentum von Anfang an durch das Schopenhauer-Erlebnis einseitig bestimmt wurde. Der andere Grund ist sein heroisches Pathos: er will allein, ohne fremde Hilfe, mit einem Leben fertig werden, dessen Fiasko er je länger je mehr zwar nicht intellektuell erfaßte, aber instinktiv fühlte. Im übrigen hängt vom Religionsbegriff ab, ob man überhaupt von einem negativen Verhältnis Nietzsches zur Religion reden kann.

Schrempfs Schrift ist ein Band aus dem Sammelwerk: Die Religion der Klassiker. Ob sie in diesen Rahmen gehört? In einen Zusammenhang, bei dem man in erster Linie nicht kritische Auseinandersetzung, sondern positive Würdigung erwartet, eine Schilderung des religiösen Gutes, um das Nietzsche die Menschheit bereichert hat? Aber dazu gehört Kongenialität. Und zwischen Nietzsche und Schrempf besteht keine. Schrempf ist ein Nachkomme des Zauberers, der das Lied der Schwermut gesungen, aber nicht des genuinen Zarathustra, dessen Wesen im „Anderen Tanzlied" sich offenbart. Die eiserne Unerbittlichkeit seiner Logik kann dem Manne, der, dem Leben ins Auge schauend, ins Unergründliche zu sinken meint, nicht gerecht werden. Obendrein begeht Schrempf den Fehler, Nietzsches „Religion", von der er doch sprechen will, in völliger Loslösung von seinem Leben, von dem sie doch bei ihm so wenig wie bei jedem Anderen getrennt werden kann, zu behandeln. Dadurch verschließt er sich den Blick für die Bedeutung von Nietzsches stellvertretendem Leiden. Nietzsche mußte leiden, um seiner Bejahung des Lebens Überzeugungskraft zu geben. Nur so konnte er in uns die Liebe zum Leben neu zeugen. Es versteht sich bei einem Denker wie Schrempf von selbst, daß, was er auch sagt, auf jeden Fall wertvoll ist, und Niemand, der sich ernsthaft mit Nietzsche befaßt, kann an dieser Schrift vorübergehen; aber in das Zentrum von Nietzsches Religion ist er nicht eingedrungen, und der Verfasser von „Hiob, Ödipus, Jesus" hat sich selbst den Weg verlegt, der von diesen Gestalten zum Prediger des Amor fati führt.

Von den Gesamtschilderungen Nietzsches erhebt Köhler nicht den Anspruch, neue Forschungen zu bieten, sondern bezeichnet bescheiden sein Büchlein als einen Versuch, einer „gerechten Würdigung des zweifellos ganz ungewöhnlichen Denkers mit der ausgeprägt künstlerischen Ader Vorschub zu leisten". Die Schrift ist aus einer Vorlesungsreihe entstanden, die der Verfasser an der Kölner Volkshochschule gehalten hat. Das Maß vorausgesetzter philosophischer Grundbegriffe läßt vermuten, daß auch in Köln die Besucher der Volkshochschule wesentlich den Kreisen einer Mittelstandsbildung angehören. Ihnen bringt das Büchlein eine zusammenfassende Orientierung. Auf etwas breiterer Basis baut Heckel auf. Dank der Klarheit und leidenschaftslosen Sachlichkeit, sowie der übersichtlichen Gruppierung des Stoffes und der geschickten Ineinanderflechtung von Leben und Lehre eignet sich das Büchlein besonders für Nietzsche-Neulinge, und das um so mehr, als der Verfasser aus einer sorgfältig getroffenen Auswahl der Werke über Nietzsche geschöpft hat. Ists Zufall oder Absicht, wenn er dabei alles, was aus theologischer Feder stammt, ausschaltete? In Einzelfragen wird man gelegentlich anderer Meinung sein. So geht es angesichts der Formulierung und der Energie in der Verkündigung der Wiederkunftsidee schlechterdings nicht, dieselbe mit Ewald zum Symbol zu erweichen. Eine wertvolle Ergänzung des leichtfaßlich geschriebenen Schriftchens würde eine eingehendere Würdigung des Stilisten Nietzsche sein, wofür u. a. Eckertz dem Verfasser wertvolle Dienste leisten kann.

Das umfangreichste Buch hat Römer geschrieben. Eine ungemein fleißige Arbeit, ein Meisterwerk sachlicher Berichterstattung. Der erste Band behandelt den „Menschen" und den „Schriftsteller" und gibt einen Überblick über den Inhalt der einzelnen Werke. Der zweite, nach stofflichen Gesichtspunkten geordnet, behandelt den „Denker". Auch ohne tiefere philosophische Schulung kann man der Darstellung folgen, wie umgekehrt dem Nietzsche-Kenner das Buch den Dienst eines gründlichen Repetitoriums leistet, und zwar in flüssigster Darstellung, ganz abgesehen von dem Reiz, den es hat, Nietzsches Gedankenwelt einmal ohne die individuelle Verkleidung seines Stiles, also gewissermaßen in Nacktkultur vor sich zu sehen. Daß eine erste Auflage die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt, nicht restlos lösen kann, liegt auf der Hand. So gibt das bloß sieben Seiten umfassende Kapitel „Wie er schreibt" nur ganz allgemeine Gesichtspunkte zur Würdigung der ästhetischen Seite seines Werkes, obwohl wegweisende Vorarbeiten hierfür nicht fehlen. Auch die Kapitel „Übermensch" und „Wiederkunft" behandeln diese Zentralideen nach Ursprung, letzten Motiven und Auswirkung nicht erschöpfend. Ein besonderes Verdienst hat sich der Verlag mit der Ausstattung erworben*).

Hans Weichelt

Indische Missionsgeschichte. Von Julius Richter. 2. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann 1924. 9, geb. 11 M.

Das Werk gehört zu den wichtigsten Arbeiten, die die deutsche Missionswissenschaft hervorgebracht hat. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, ein Buch von 570 Seiten Umfang zu besprechen. Nur zwei allgemeiner interessierende Stücke seien nachdrücklichst empfohlen: Seite 283 ff. schildert die deutsche Missionsarbeit in Indien. Das Kapitel erhellt wieder einmal das große Unrecht, das den deutschen Missionen durch die brutale Vertreibung von ihren Arbeitsfeldern angetan worden ist. Da die breite Öffentlichkeit bei uns diese Seite am Versailler Vertrag meist gar nicht beachtet, haben die christlichen Kreise allen Anlaß, sich immer wieder eingehend darüber zu unterrichten. Hier ist ein vorzügliches Hilfsmittel dafür geboten. — Ferner verdienen die Schlußteile besondere Beachtung: Der Kampf der Geister. In einer Zeit, da eine wahre Flut von Schriften über Indien und indische Menschen sich auf uns ergießt, tut es not, immer aufs Neue gewisse Tatsachen zu betonen, die in der allgemeinen Indienbegeisterung leicht zu kurz kommen. Indien ist ein geistig schwer leidendes Land. Denn es befindet sich in einer Gärung, die — jedenfalls vorerst noch — mehr Verwirrung als Aufbau bedeutet. Es ist besonders wertvoll, zu beobachten, wie die theosophischen und ähnliche „Irrlichter" aus diesem unklaren Gärungsprozeß heraufsteigen. Man bekommt dadurch Aufschlüsse auch über Bewegungen in unserem eigenen Land. — Der eigentliche Wert des Buches liegt natürlich auf dem Gebiete der Missionsgeschichte, worüber an anderer Stelle zu reden ist.

Heinrich Frick

Östliches Christentum. Dokumente. Politik. Mit Nikolai v. Bubnoff, herausgegeben von Hans Ehrenberg. München, C. H. Beck 1923. 375 S. 6, geb. 9 M.

Wo Otto Hofmann in Nr. 22/23 Spalte 359 aufhört, da will Ehrenberg einsetzen. Auch er meint, die Spannung Protestantismus-Katholizismus stehe unter dem Urteil des Todes, wenn nicht das Evangelium dazu komme. Ein Dritter muß dazu kommen und zeigen, was Evangelium, was Liebe ist, und das ist das als rückständig gescholtene östliche Christentum. Das entwickelt der Herausgeber in einem Nachwort: „Europäisierung Rußlands". Wie nicht anders zu erwarten, wimmeln diese 40 Seiten von Widersprüchen und üben dennoch eine bedeutende Wirkung aus. Ganz sicher steckt eine gute Wahrheit in dem Schluß: „Das Verhängnis der Kirchenspaltung wird lebbar, wenn es nicht mehr unter dem Gesichtspunkt von Recht und Unrecht, beziehungsweise Schuld und Unschuld, sondern unter dem von Schicksal und Verantwortung und dementsprechend im Lichte des Gebotes unseres Schöpfers gesehen und erlitten wird." Liebeserfahrungen zwischen den Kirchen gilt es zu sammeln!

Die Dokumente selbst, teilweise fabelhaft spannend, erinnern mit den fremdartigen Namen ihrer Verfasser aus dem 19. Jahr-

*) Das Nietzsche-Buch des Verfassers obigen Berichts ist vor kurzem in zweiter „neubearbeiteter" Auflage erschienen: Zarathustra-Kommentar, von Hans Weichelt. Leipzig, Felix Meiner 1922. 366 S. Band 13 der Sammlung „Wissen und Forschen". 1910 kam die erste Auflage heraus. Inhalt: 1. Erklärung, 2. Vor- und Nachgeschichte, 3. Das Recht exegetischer Behandlung, 4. Die Kunstform, 5. Vorgänger und Analogien, 6. Zarathustra-Nietzsche, 7. Der Übermensch, 8. Die ewige Wiederkunft.

D H

hundert, Tschaadajew, Aksakow, Chomjakoff, Leontjew und Solowjow an die Tatsache, wie unheimlich nahe uns jetzt Rußland durch die Emigration geworden ist. Der Herausgeber konstruiert aus den sich ewig widersprechenden Russen eine Art Hegelscher Entwicklungslinie: Satz, Gegensatz, höhere Einheit. Aber trotz aller angestrebten Geistigkeit und Gelehrsamkeit bleiben die Dokumente ein Zeugnis der Barbarei, mag sein, in dem Spenglerschen Sinne, daß Zukunft darin ist. Der Mittler, der zwischen den Kirchen die Brücke der göttlichen Liebe bauen soll, muß anders aussehn. Jedenfalls sind wir gespannt auf die Vollendung des Werkes „Östliches Christentum", das gewiß eine eingehendere Versenkung und Teilnahme verdienen wird, als dieser kurze Hinweis bieten kann.

Helsingfors Friedrich Israel

Die kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen der Nachkriegszeit. Von Georg Pfeilschifter. München, Franz A. Pfeiffer & Co 1923. 43 S. 1.40 M.

Der Münchener Kirchenhistoriker gibt in seiner Rektoratsrede einen durch reichliche Literaturkunde gerade auch des Auslandes gestützten Bericht über die Versuche der letzten Jahre, eine Einheit des Christentums herbeizuführen. In überaus klarer Anordnung und guter Charakterisierung werden die drei Unionszentren und ihre verschiedenen Wege beschrieben: die anglikanische Kirche mit ihrer geplanten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order), die katholische Kirche mit ihren Bemühungen um eine Union namentlich mit den Orthodoxen, und die eigentlichen Reformationskirchen unter schwedisch-amerikanischer Führung (Federal Council). Die Anglikaner wollen eine dogmatische Union, die Reformationskirchen eine Vereinigung zunächst in der gemeinsamen Liebe, und die katholische Kirche eine Aufhebung aller Eigenkirchen in der einen Papstkirche.

Pfeilschifter ist in bezug auf eine völlige Union aller christlichen Kirchen sehr skeptisch. Eine wirkliche Union sei möglich zwischen der anglikanischen, der altkatholischen und der orthodoxen Kirche, ebenso zwischen der katholischen und der orthodoxen, und, wenn auch noch in sehr weiter Ferne, zwischen diesen vieren. Dagegen sei eine Union zwischen Katholiken und Protestanten völlig ausgeschlossen. Möglich dagegen sei eine Arbeitsgemeinschaft auch zwischen Katholiken und Protestanten zu gemeinsamer Notarbeit gegen die widerchristlichen Mächte. Denn deren Anfeindungen seien ja doch der Hauptgrund für die heutigen Unionsbestrebungen.

An diesem Punkte, wo der Geschichtschreiber zum Deuter wird, kann ich Pfeilschifter nicht recht geben. Mag sein, daß bei den Unionsbestrebungen auch äußere Motive mitsprechen, aber ihr tiefster Grund ist doch wohl, wenn auch nicht immer bewußt, das Leiden der Christen an der Zerrissenheit der Christenheit: die Spaltungen sind ein Vorwurf gegen unsere Christlichkeit, gegen unser Lippenbekenntnis zu der einen Taufe, zu der einen Liebe und zu dem einen Herrn. Otto Piper

Ragaz und Christoph Blumhardt

Neben einem epochemachenden Hauptwerke „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft" hat Leonhard Ragaz, gewissermaßen als Ergänzung und Vertiefung der dort vorgetragenen Gedanken, ein Blumhardtbuch herausgegeben:

Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn — und weiter! Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich, München und Leipzig 1922. 328 S. 4, geb. 5 M.

Vater und Sohn gewidmet, stellt es doch die Gestalt des jüngeren Blumhardt weitaus in den Vordergrund, wie es dem persönlichen Einfluß entspricht, den Ragaz von jenem erfahren hat. Er nennt die Bekanntschaft mit Christoph Blumhardt geradezu eine Erlösung, und die Besuche in Bad Boll bezeichnet er als das Größte und Ungeahnteste, was er je gesehen und gehört habe. In reicher Fülle enthält das schöne Buch Zitate aus den Schriften und Predigten der beiden großen Männer, abschnittweise eingeleitet durch geschichtliche Berichte und kurze klare Zusammenfassungen ihrer tiefen und vielseitigen Gedankenwelt.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Bedeutung der beiden Blumhardts für den modernen Protestantismus und seine Theologie hinzuweisen; es genügt, an ihren Einfluß auf Karl Barth und seinen Kreis zu erinnern. Wer noch nichts oder wenig von den Männern in Bad Boll wußte, wird voll Erstaunen und Beglückung aus Ragaz Buche die geradezu unerhörte Weite und Stärke ihres Christenglaubens spüren, der so ganz erdennah und so ganz gottesgewiß ist; und wer sie kannte, wird dankbar sein für die Sammlung der verstreuten und heute vielfach nicht mehr zugänglichen Aussprüche.

Die beiden Blumhardt sind neben Johannes Müller diejenigen, die am klarsten ein weltliches Christentum ohne Theologie und Kirche unmittelbar gelebt haben. Ganz ihre eigenen Wege gehend, sind sie der Wirklichkeit des Reiches Gottes auf Erden, die Jesus verkündigte, nahe gekommen, überall das göttliche Wunder sehend und auch wirkend, voll Heiterkeit, Unbefangenheit und Sorglosigkeit, und doch auch voll des Ernstes, der die Wirklichkeit des Dämonischen mit Augen gesehen und mit Händen gegriffen hat. Sie haben vom Christentum aus wieder ein positives Verhältnis zur Geschichte bekommen, das das Luthertum und der Idealismus verloren hatten. Sie hatten den Mut, in aller Weltgeschichte auch Gottesgeschichte zu sehen, auch da, wo sie Gericht und Verdammung bedeutet. Aber so wie Gott nicht nur Richter, sondern zugleich auch Heilbringer ist, so ist auch die Geschichte zugleich der Ort des Guten.

Von Alledem erzählt das Buch mit den eigenen Worten der Blumhardts. Die Kapiteleinleitungen dagegen und die ganze Art der Auswahl ist Ragaz Werk. Er ist mit Christoph Blumhardt erst in Berührung gekommen, als nach seinem eigenen Zeugnis seine eigene Gedankenwelt schon ziemlich fertig war. Die Anregungen, die er von jenem erfahren hat, betreffen weniger die Einzelheiten, in denen er vielmehr seine alte Einstellung beibehielt, als die Gesamthaltung in ihrer Weltoffenheit, Weite und Weltlichkeit. So ist das Ganze mindestens ebenso sehr ein Ragazbuch geworden wie ein Blumhardtbuch. Manches, was für die Blumhardts wesentlich ist, wie der Glaube an die Geister und an die dämonische Zwischenwelt, tritt bei Ragaz stark zurück. Man merkt, daß er hier anders empfindet, denn er würde sonst mehr warnen, beschwören und behaupten als beweisen wollen. Der Blumhardtsche Realismus wird bei ihm ersetzt durch einen Psychologismus; wo jene objektive Werte und Unwerte sehen, spricht er von Empfindungen: dort Not, hier Leiden; dort Dämonen, hier Wollungen; dort die Sünde als kosmisches Prinzip, hier als Begehrlichkeit des Individuums. Jene kommen von der Bibel und ihrem Realismus, er vom Idealismus eines Kant, Marx, Hegel und Bergson.

Es war deshalb keine leichte Aufgabe, die sich Ragaz gestellt hatte, wenn er nicht als Historiker, der objektiv über Gewesenes berichten will, sondern als Theologe, der in die Zukunft weisen will, eigenes Schaffen mit Blumhardtschem verknüpfte. Aber es gelingt ihm nicht nur, ohne seinem Stoff Gewalt anzutun: der Theologe Ragaz und die lebendige Persönlichkeit der Blumhardts ergänzen sich in glücklicher Weise. Vieles wirkt in der saftigen, erdhaften und kraftvollen Sprache namentlich des jüngeren anschaulicher als in Ragazens mehr abstrakter und systematisierender. Der Blumhardtschen Einstellung aufs Individuelle und Konkrete stellt Ragaz die Betrachtung des Allgemeinen zur Seite. Er gibt so keine Biographie im strengen Sinne, aber er gibt mehr und wird den Blumhardtschen Intentionen durch seine Behandlung mehr gerecht als durch eine schülerhafte Bindung an jene. Denn während der Lebende gerade durch das eigene Beispiel und durch die gemeinsamen Erlebnisse wirkt, geht bei der Betrachtung eines Toten die Beziehung zu der Sache, um die es zu ringen gilt, durch die Betonung des Individuellen leicht verloren. So ist das Blumhardtbuch nicht nur eine treffliche Einführung in das reiche Blumhardtsche Erbe, sondern auch, gleich dem Ragazschen Hauptwerke, ein wertvoller Beitrag zur Schaffung eines neuen Typus der Theologie, deren Inhalt das weltliche Christentum bildet.

Göttingen Otto Piper

Das zwiefache Suchen. Von Rufus M. Jones. Über Versöhnung und Gebet. Ins Deutsche übersetzt von Alfred Peter. Quäkerverlag Berlin W 8. 66 S. o. J. 20 Pfg.

Wenn es ein Zeichen ausgereiften Schrifttums ist, tiefste Wahrheit auf den einfachsten, unmittelbar einleuchtenden Ausdruck zu bringen, so gehören diese wenigen Bogen dazu. Sie handeln davon, wie wir Menschen Gott suchen, wie aber zugleich Gott uns sucht, und wie dieses sein Suchen uns erlöst. „Der geschichtliche und der innere Christus, die Versöhnung, das Gebet" betiteln sich die drei Abschnitte. Jeder ist ein Meisterwerk für sich, und doch treten sie zwanglos zu einem geschlossenen Gesamtbild christlicher Frömmigkeit zusammen. Im Hintergrund steht eine großartige Vision des „sozialen Gesetzes in der geistigen Welt" (Titel einer Schrift des gleichen Verfassers, London 1900), wonach Gott und die Menschheit nur als geistige Kollektivität mit dem ganzen geheimnisvoll-reichen Wechselspiel zwischen einem persönlichen Ich und einem persönlichen Du betrachtet werden dürfen, wenn man überhaupt über naive und vorwissenschaftliche Stadien der Religion hinauskommen will. In dieser Einstellung gelingt es dem Verfasser — ohne jede apologetische Tendenz — eine vortreffliche Apologie des Glaubens zu liefern, die sich überdies durch eine anschauliche, packende Sprache empfiehlt. Heinrich Frick

Verschiedenes

Ein Druckversehen, für das unsere Leser hoffentlich den Humor haben, gleichwie der Schriftsteller ihn haben muß. — Meine „Glaubenslehre" wird sicher so gut wie fehlerfrei gedruckt sein. Aber gleich auf der ersten Seite mache ich beim ersten Aufschlagen folgende Entdeckung.

Anm. 2: „Diese Lösung Kants liegt genau in der Lösung Luthers: ‚Glaubst du, so hast du.' Vgl. das Vorwort."

Die Anmerkung bezieht sich auf das zitierte Kant-Wort „Du kannst, denn du sollst". Die Anmerkung war korrigierend in die letzte Lesung des Textes eingetragen. Ursprünglich waren

an dieser Stelle eine Reihe von Kant-Stellen mitgeteilt, an denen sich die Lehre „Du kannst, denn du sollst" vorfand; den Wortlaut hatte ich trotz vielen Suchens nicht finden können. Inzwischen war mir durch GR Vaihinger der Aufschluß geworden, daß der Wortlaut der Formulierung von Schiller stammt und nicht von Kant. Das habe ich in der CW mitgeteilt und wollte ich auch im Vorwort verwerten. Aber das Vorwort schrieb ich lange nach der Korrektur des ersten Bogens und fern von meiner sonstigen Arbeitsstätte, an der Donau. So war mir der Hinweis dieser Anmerkung ganz aus dem Sinn gekommen. — Auch habe ich einst „Losung" statt „Lösung" geschrieben; doch hat „Lösung" ebenfalls einen guten, feinen Sinn, ist fast vorzuziehen! Richtig müßte die Anmerkung heute lauten: „Diese Losung Kants liegt genau in der Linie der Losung Luthers: ‚Glaubst du, so hast du.' Vgl. CW 1924 Nr. 31/32 Sp. 628." R

Kleine Mitteilungen. Zu dem Werke von Schian „Die evangelische Kirche im Weltkriege" ist nun der zweite Band im Erscheinen: „Die Arbeit der evangelischen Kirche in der Heimat", 380 S. Wer ihn bis 1. Dezember beim Deutschen Evangelischen Kirchenbundesamt Charlottenburg 2 bestellt, erhält ihn zu dem Vorzugspreise von etwa 8 Mark für das geheftete, 10 für das gebundene Buch.

Für Weihnachtsbescherungen eignen sich vielleicht die kleinen Lutherschriften, die im Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau (Sachsen) erschienen sind, zu 10 und 20 Pfg. Darunter „Von der Freiheit eines Christenmenschen", „Eine einfältige Weise zu beten", je 20 Pfg. Neu „An die Ratsherrn", 30 Pfg. Auch ein Lutherkalender 1925, Wochen-Abreißkalender, ist im selben Verlag erschienen, 75 Pfg.

Wiederholt sind wir nach dem „Liederbuch des Bundes für Gegenwartchristentum" gefragt worden, das unter dem Titel Die güldne Sonne erschienen ist. Wir kannten es nicht; es blieb für uns das Geheimnis der Ortsgruppe Dresden. Nun kennen wir es und haben eine herzliche Freude daran. 82 Lieder auf 36 kleinen Seiten eng gedruckt. Mit besondrer Freude lernten wir die 9 Lieder von Carl Mensing kennen. Verlegt bei Alexander Kaufmann, Dresden-A. 10. 75 Pfg. Noch vor Weihnachten soll eine Ausgabe mit Noten erscheinen.

Leser haben sich beklagt über die neumodischen Sigla BGE usw. Sie haben ganz recht. Wir hassen diese Buchstaben auch, die so ganz einer edlen Mystik ermangeln. Zeiten, wo der Raum immer knapper wurde, haben uns verführt, die Mode mitzumachen. Aber man soll sich so viel Zeit und Raum lassen, ernste Gebilde beim rechten Namen zu nennen. Das spricht aber auch für trauliches Ausschreiben der Vornamen, wie wir es immer geübt haben. Nur CW, diese Kürzung mag bleiben. R

Wöchentliche Chronik

Die Kirchenbeamtenverbände Deutschlands haben sich zu einem „Reichsbund evangelischer Kirchenbeamten Deutschlands" zusammengeschlossen.

An der Berliner Universität hält der Direktor des Evangelischen Preßverbandes für Deutschland Pfarrer Hinderer im W.S. Vorlesungen über das Pressewesen des deutschen Protestantismus.

Der Vertretertag der vereinigten lutherischen Gotteskasten Deutschlands hat an die lutherischen und unierten Kirchenregimenter eine Erklärung abgesandt, in der auf die Gefahr für die lutherische Kirche hingewiesen wird, die aus der Durchführung des vom Deutschen Evangelischen Kirchentag beschlossenen Diasporagesetzes entstehen.

Licht und Leben 43 schließt aus einem Bericht der Frankfurter Zeitung über den Schlemmerschen Vortrag im Reichsbund für Religionsunterricht und religiöse Erziehung in Frankfurt, „daß wir Evangelischen mit den Leuten des Freien Protestantismus nicht in eine Kirchengemeinschaft gehören. Die Kirche wird solange ohnmächtig sein und die Tat den freien Arbeitskreisen überlassen müssen, solange sie die mittelparteiliche Weisheit beibehält und den Freien Protestantismus nicht ausscheidet, sondern gar als gleichberechtigt behandelt. Man gönne ihm eine staatliche Mitgift und stelle ihn auf sich selbst, was gilts? Er wird binnen 10 Jahren verdorrt sein. So aber, wie er jetzt gestellt, ist, nährt er sich als Schmarotzer von den Kräften des alten Glaubens, und zum Dank dafür hemmt er ihn in seiner Entfaltung."

Die braunschweigische Schulbehörde hat eine Eilverfügung erlassen um festzustellen, welche Lehrer und Schüler am Festgottesdienst des Gustav Adolf-Vereins am 22. September teilgenommen haben und ob die Schüler in der Schule durch die Lehrer, und zwar durch welche, zum Besuch des Gottesdienstes aufgefordert waren.

Das braunschweigische Landesschulamt hat die Verfügung aufgehoben, wonach in den beiden ersten Grundschuljahren kein bekenntnismäßiger Religionsunterricht erteilt werden dürfe.

Die sächsische Landessynode hat mit dem Hochstift Meißen ein Abkommen getroffen, nach dem der Dom in Meißen, der seit 1559 in der Verwaltung des Domkapitels gestanden hat, mit der evangelisch-lutherischen Landeskirche unter seinem Stiftsherrn D. Ihmels unzertrennlich verbunden wird. DEK

Die sächsische Landessynode hat ein landeskirchliches soziales Pfarramt errichtet.

Von 20 Rudolstädter Pastoren ist unter dem Vorsitz von Generalsuperintendent Braune eine Freie Rudolstädter Pfarrkonferenz begründet worden.

Der Hessische Evangelische Zweckverband hat zur Wahl für die hessische Volkskammer Forderungen an die Parteien gerichtet.

Im Staat Sachsen hat sich eine zwischenparteiliche Arbeitsgemeinschaft auf evangelischer Grundlage gebildet, die bei den Wahlen die christlich-evangelische Weltanschauung zur Geltung bringen und zu diesem Zwecke die Aufstellung geeigneter Persönlichkeiten als Kandidaten sichern will.

Der evangelisch-lutherische Landeskirchenrat in Bayern hat in einem Bescheid auf die amtlichen Berichte der Religionslehrer an höheren Schulen mit Rücksicht auf die Ereignisse des letzten Jahres die Forderung der Unabhängigkeit der Religion von irgendwelchen Mächten der Welt und Zeit aufgestellt.

Die Schleswig-Holsteinische Synode hat ein Kirchengesetz betreffs Anschluß deutscher evangelischer Kirchengemeinden außerhalb Schleswigs an die Landeskirche angenommen, das den nordschleswigschen deutschen Freigemeinden die Verbindung mit der Landeskirche ermöglichen soll.

Der mecklenburgische Landessuperintendent hat nunmehr gesetzlich das Recht erhalten, dem Religionsunterricht in der Schule beizuwohnen, um sich nötigenfalls auch durch eigene Fragen zu überzeugen, ob dieser in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der evangelischen Landeskirche erteilt wird. Die Absicht, dem Unterricht beizuwohnen, ist dem zuständigen Schulrat mitzuteilen, Anträge sind durch die oberste Schulbehörde an das Ministerium für Unterricht zu stellen. AELKZ 43

Die deutsche Unitätssynode hat erklärt, daß eine gemeinsame Missionsdirektion wieder an demselben Orte zusammenarbeiten soll, und daß eine neue Verteilung der Aufgaben und Lasten vorzunehmen sei. Die deutschen Missionsgaben haben schon fast die Höhe der Vorkriegszeit erreicht. Herrnhut 39

In Mailand hat sich wieder eine schweizerisch-deutsche Gemeinde (Pfarrer Saegesser, ein Schweizer) zusammengeschlossen. In Florenz wirkt wieder Pfarrer Lessing, der auch Genua, Bologna und Venedig pastoriert, in Rom (250 Seelen) D. Schubert; die deutsche Kirche und das Pfarrhaus dort sind zurückgegeben, das Gemeindehaus aus finanziellen Gründen an das archäologische Institut vermietet; das deutsche Diakonissenheim wurde wieder eröffnet.

Der päpstliche Nuntius Pacelli wird demnächst endgültig von München nach Berlin übersiedeln.

Neue katholische Bistümer werden in Hamburg, Magdeburg, Erfurt geplant. EvDtschl 14

Nachdem erst vor kurzem in Leipzig-Gohlis eine katholische Akademiker-Gedächtniskirche geweiht worden ist, wird dort der Bau einer Kriegsgedächtniskirche der katholischen Kaufleute geplant. Der Vorschlag wurde auf der katholikenversammlung in Hannover mit stürmischem Befall begrüßt. NSKBl 41

Auf die Bitte des Kardinals Pompili an den Episkopat der ganzen Welt sind reiche Spenden eingelaufen für die Anfertigung des Hammers und der Maurerkelle, mit denen der Papst bei der Eröffnung des Heiligen Jahrs die Heilige Pforte von St. Peter eröffnen wird und die nach altem Brauch von Gold verfertigt sein müssen. Der Bischof von Rottenburg hat den Gläubigen seiner Diözese die Veranstaltung einer allgemeinen Jubiläumswallfahrt um der deutschen Not willen verboten. RefKZ 42

In Rußland sind 2691 Popen und Bischöfe, 1927 Mönche und 3447 Nonnen der russisch-orthodoxen Kirche zum Zweck der Besitzergreifung der kirchlichen Güter erschossen worden. EvDtschl 13

Zur Unterstützung der 100 000 armenischen Waisen im Orient wird von Amerika aus der Welt vorgeschlagen, am 7. Dezember ein internationales Mahl, bestehend in Reis und Pflaumen, wie es die armenischen Kinder genießen, zu halten und die Ersparnis den Waisen zuzuwenden. EvD

Der Sadhu Sundar Singh hat in Sabathu in Nordindien in den Bergen des Himalaya ein Aschram errichtet, das ist eine Stätte des gemeinsamen Lebens für seine Schüler. EvMissMag Okt.

Von Personen. Gewählt zu Bischöfen für Schleswig-Holstein Generalsuperintendent D. Mordhorst in Kiel und Professor D. Rendtorff in Leipzig; dieser hat abgelehnt. Zum Prälaten für Baden Stadtpfarrer Kühlewein in Freiburg. Zum Landesoberpfarrer für Hessen-Cassel Generalsuperintendent D. Möller. Ernannt Lic. Ernst Staehelin zum a. o. Professor in Basel. Promoviert Oberbibliothekar Lic. Bernhard Baß in Berlin zum D. von Marburg. Gestorben Pfarrer D. August Stock in Berlin-Steglitz, der Gründer des Evangelischen Gemeindetags; Edmund Morel in London, der Freund aller Unterdrückten; D. Hans Thoma in Karlsruhe. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Büchermarkt für die „Christliche Welt-Gemeinde“

Neues Evangelienbuch

Gebete und Bibellesungen für den öffentlichen Gottesdienst, für Schul- und Einzel-Andacht

von

EMANUEL LINDERHOLM

S. S. Theologiae Doctor Professor in Uppsala

Deutsch von Th. Reißinger
mit Geleitwort von Rudolf Otto

Preis in Halbleinen geb. M. 4.—

Die geniale Tat eines Schweden auf dem Gebiet der liturgischen Bewegung!

Hier ist Perikopenordnung mit dem Ziel Einheit des Gottesdienstes verbunden, nicht in dem Sinn, daß zwischen den überlieferten unantastbaren Stücken künstlich ein Verbindungsfaden gezogen wird, sondern es wird grundsätzlich neu aufgebaut. Das Buch sollte von den Kirchenbehörden empfohlen werden. *Christliche Freiheit*

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Der Sadhu

Christliche Mystik in einer indischen Seele

Von

B. H. Streeter und A. J. Appasamy

Einzige autorisierte deutsche Übersetzung von P. Baltzer

Mit einem Geleitwort von Erzbischof Soederblom von Upsala

Preis geheftet 3.60 gebunden 5.— Mark

„Das Buch wirkt wie eine Erleuchtung, eine Offenbarung! Man kann sich losreißen von dieser Darstellung, die bei aller mystischen Tiefe doch so unvergleichlich einfach ist. Eine lebensvolle Apologie des Christenglaubens ist gar nicht denkbar.“ Hamburger Nachrichten

Verlag
Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Stuttgart-Gotha

Eine Lebensnotwendigkeit für den modernen Protestantismus!

Demnächst erscheint

ALBERT BITZIUS

Nach dem Kirchenjahr ausgewählte Predigten

Herausgegeben von Karl Handschin

Preis gebunden 7.50

*

Albert Bitzius, der Sohn des unter dem Namen „Jeremias Gotthelf“ bekannten großen Schriftstellers der Schweiz, gehört mit zu den bedeutendsten und originellsten Predigern aller Zeiten, zu jenen religiösen Rednern mit elementarer Bildersprache, die das Wort Gottes dem einfachen Volke ohne geistreich rhetorische Verbrämung übermitteln. Das leider noch viel zu wenig beachtete Erbe eines kurzen arbeitsfreudigen Lebens umfaßt in der von seinen Freunden besorgten Urausgabe nicht weniger als sieben Bände (1883—1903). Der Nachlaß umfaßt etwa 1200 Predigten. Sie haben den großen, seltenen Vorzug, tiefe, klare und doch allgemeinfaßliche Gedanken zu geben. Bitzius versteht es wirklich volkstümlich-packend zu sein. Kein Wunder, wenn die junge Theologenwelt von heute nach dieser vortrefflichen Vorlage deutscher Predigtliteratur greift, aus dem sicheren Gefühl heraus, hier lebendige Werte zu finden. Die Auswahl von Karl Handschin ist dem heutigen homiletischen Bedürfnis angepaßt und vor allem in das Kirchenjahr so eingeordnet, daß sie zugleich neben dem Neuen Evangelienbuch von Emanuel Linderholm die glücklichste Verwendung finden kann.

*

Kein Geistlicher und kein Predigerseminar sollten an dieser vorzüglichen Predigtsammlung vorübergehen!

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

KIERKEGAARD

DIE REINHEIT DES HERZENS

Der Höhepunkt von Kierkegaards Lebenswerk, zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt

geh. 3.— halbl. 4.20

In dem Zusammenhang der ganzen Verfasserwirksamkeit Sören Kierkegaards bedeutet diese Beichtrede die höchste Verinnerlichung der rein menschlichen ethisch-religiösen Idealität bis zu dem Punkte, wo es dem Einzelnen augenscheinlich wird, daß er das Christliche gar nicht entbehren kann.

(Aus der Vorrede von Prof. Geismar)

CALVIN

UM GOTTES EHRE

vier kleinere Schriften herausgegeben und übersetzt von Matthias Simon

geh. 4.50 halbl. 5.70

Vor seinem Landesherrn und vor dem deutschen Kaiser, vor dem römischen Kardinal und vor seiner eigenen Gemeinde erweist Calvin in diesen Schriften Pflicht und Recht der Reformation und zeigt ihre letzte Quelle und ihren tiefen Sinn auf. Alles „Um Gottes Ehre", die für Calvin die allein maßgebende Richtschnur seines Denkens und Wirkens war.

GERHARD TERSTEEGEN

Eine Auswahl aus seinen Reden, Liedern und Sprüchen von Tim Klein

geh. ca. 4.50 halbl. ca. 5.70
erscheint am 1. Dezember

Gerhard Tersteegen ist der tiefste Mystiker des neuen Protestantismus. Er hat nicht nur für sich selbst in beispielloser Klarheit und Reinheit der Seele den Weg zu Gott gefunden, sondern ihn auch ungezählten Seelen gezeigt.

BARTH / THURNEYSEN

KOMM, SCHÖPFER GEIST!

25 Predigten

geh. 3.— halbl. 4.20 Ganzleinen Geschenkband holzfr. Papier 5.50

Seit Jahren konnte wohl nicht auf ein Predigtwerk hingewiesen werden, das eine solche Kraft und Wucht religiöser Gedanken birgt und eine so tiefe Deutung des Wortes Gottes gibt wie vorliegender Predigtband der reformierten Theologen Karl Barth und Eduard Thurneysen. (Kirche und Kanzel.)

MARTIN LUTHER

VOM UNFREIEN WILLEN

Nach der Übersetzung von Luthers Freund Justus Jonas herausgegeben von Friedrich Gogarten

geh. 6.50 halbl. 8.— Ganzleinen Geschenkband holzfr. Papier 9.50

Man freut sich von ganzem Herzen des Buches, das Luther selbst bekanntlich als sein bestes erklärt hat und das in der Tat Luthers fortreißende persönliche Art unvergleichlich offenbart.

(Evangel. Gemeindeblatt, Königsberg.)

KARL BARTH

DAS WORT GOTTES UND DIE THEOLOGIE

Gesammelte Vorträge

geh. 3.80 halbl. 5.—

Wem Barths Römerbriefkommentar zu umfangreich, schwierig oder theologisch ist, der wird durch dieses Buch am besten in Barths Gedankenwelt eingeführt. (Ev. Gemeindeblatt, Wiesbaden.)

*

Ausführliches Verlagsverzeichnis bei Berufung auf diese Anzeige kostenlos

CHR. KAISER VERLAG MÜNCHEN

Ludwig Finckhs Bücher

sind Gaben voll tiefen deutschen Gemütes und frühlingsfroher Phantasie, durchtränkt von sonnigem Optimismus und sinnender Lebensklugheit

Der Vogel Rock. Erzählung

9.–11. Tausend. Geb. Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.–

Die Zeit, Berlin: „Ein kerndeutsches Buch, ein Jugend- und Volksbuch im besten Sinne, getragen von unerschrockener, vaterländischer Gesinnung."

Der Rosendoktor. Roman

117.–126. Tausend. Geb. Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.–

Frankfurter Zeitung: „... Etwas Reinigendes und Erhebendes geht von dem Buch aus, das man in vielen Händen wissen möchte."

Der Bodenseher. Erzählung

43.–45. Tausend. Ohne Bilder. Gebunden Gm. 3.50, in Ganzleinen Gm. 4.–. Mit Bildern. In Ganzleinen Gm. 5.–

Der Bund, Bern: „Ein Buch voll Glück und Leuchten. Es strahlt soviel inneren Wohllaut, so viel leidgeadelte Lebenslust und soviel Glück aus, daß man den Dichter dankbar in Erinnerung behält."

Rapunzel. Erzählung

45.–49. Tausend. Geb. Gm. 3.–, in Ganzleinen Gm. 3.50

Neckarzeitung, Heilbronn: „... Ein Sonnenbuch, das der Dichter uns zum Geschenk gemacht hat."

*

Ausführlicher Prospekt über sämtliche in unserem Verlag erschienenen Bücher des Dichters kostenlos durch alle Buchhandlungen oder die

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

bona VR fide!

Soeben ist erschienen:

Der Wille zum Leben

Ein neuer Jahrgang Predigten von D. Bernhard Dörries. 368 S. gr. 8. 1924. In künstlerischem Halbleinenband 8 Mk.

Dörries bietet in diesem neuen Bande eine Auswahl seiner besten und reifsten **Predigten aus der Zeit nach dem Kriege**, zu einem Jahrgang vereinigt. Er spricht zum modernen Menschen, der mitten im Getriebe, in den Sorgen und Fragen unserer Zeit steht. Auch den Zweiflern weiß er das Wesen der Religion nahe zu bringen, wie es Wenigen gegeben ist. Sonderabdruck einer Predigt wird unberechnet versandt.

Von Bernhard Dörries ist früher bei uns erschienen:

Die Welt Gottes

Ein Jahrgang Predigten. 3. Auflage. 1922.
Gebunden in Halbleinenband 8 Mark.

„Der Urheber des Wortes ‚Habt lieb die Welt', mag man über dieses sagen, was man will, hat die Gabe und die Aufgabe, die Verkündigung des Wortes Gottes vom Himmel auf die Erde herabzuholen. Er predigt mitten ins Leben hinein ..." (Theol. Lit.-Ztg. 1923.)

Meister Eckhart

Herausgegeben von Franz Pfeiffer.
4. unveränderte Auflage. 1924. 700 S. 8°.

12 Mk., in künstlerischem Halbleinenband 14.80

Pfeiffers berühmte Textausgabe der „Deutschen Mystiker" war lange vergriffen. Wir geben nunmehr den meistbegehrten Meister Eckhart als selbständigen Band heraus, und zwar in wohlgelungener mechanischer Verkleinerung des Formates auf holzfreiem Papier und in künstlerischem Halbleinenband, so daß ein sehr schmucker Band für die Privatbibliothek geschaffen ist. Der Originaltext ist für jeden Gebildeten verständlich.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

In den ersten Tagen des Dezember wird erscheinen:

Siegfried v. d. Trenck

Leuchter um die Sonne

Eine Lebensdichtung in Einer und Zwölf Gestalten

Preis gebunden fünf Mark

Dieses Werk, vom Hauche dantesker Geistigkeit zweifellos berührt, zeichnet sich durch Gedankentiefe, Erlebnis- und sprachschöpferische Kraft aus. Nach der großartigen Vision der „Divina Comedia" steigen hier im Dichter selbst in staunenerregender Kühnheit und selbstverständlicher göttlicher Eingebung Kant, Buddha, Thomas von Aquino, Goethe, Shakespeare, Hebbel, Ignatius von Loyola, Augustinus, Johannes, Paulus, Luther, Molière-Mozart auf, Gestalten größten Ausmaßes, im Kernpunkt ihres Lebenswerks erfaßt, die alle die Sonne Jesus Christus umleuchten und ihr dienen.

Der Tag: „Trenck will in diesem Werke ‚Statuen religiösen Erlebens' errichten: die Gedanken weltschöpferischer Geister poetisch nachbilden, nachfühlen. In des Dichters Gedankenkreis ziehen sich die Fäden einer weltumfassenden Geistesgeschichte. Buddha ist ihm keine Einzelerscheinung, er sieht ihn in den Beziehungen zu den anderen gewaltigen Religionslehrern und -stiftern. Man braucht nicht zu fürchten, daß diese Gedankenfülle den Dichter beschwere und überlaste. Auch in diesem Werke ist Trencks Sprache eine schlichte, einfache, klare, leichtverständliche."

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Voranzeige!

Das Protokoll der Frankfurter Tagung

erscheint demnächst in der „Bücherei der Christl. Welt" unter dem Titel:

Marx, Kant und die Kirche

Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum

Frankfurt a. M. 6.—8. Oktober 1924.

Enthält die Vorträge von Heinz Marr, Hch. Knittermeyer und Paul Luther sowie sämtliche Aussprache-Reden

Preis ca. zwei Mark

Bestellungen nehmen schon jetzt die Buchhandlungen entgegen.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha

Soeben erschien

Neue Christoterpe 1925

Titelbild: D. v. Dryander und D. Söderblom
8 Kunsttafeln vom Straßburger Münster

geb. 5.— Goldpr. 6.— feine Ausg. 6.50

Inhalt: Briefe der Kaiserin, Beiträge von G. v. Dryander, Ficker, Lobsien, Speckmann, Schomerus, Spitta u. a.

C. Ed. Müller's Verlag, Halle-Saale

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. D. Glaue-Jena herausgegebenen Sammlungen **d. freien Christentums. Festpredigten.** 17 Bde. u. 5 Bde.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmations-, Trau-, Taufreden. Teilweise nur geringe Vorräte!)

Einzeln je 2.—, geb. 3.—; alle 22 Bde. auf einmal nur 30.—, geb. nur 50.— auch gegen 3 Quartalsraten durch **Krüger & Co., Leipzig 82,** Liebigstr. 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

„Die moderne Losung"

(Protestantenblatt)

Neu! **Der Ruf** Neu!

366 Gedanken und Gedichte von

Böhme, Christaller, Dehmel, Eckehart, Frenssen, Geyer, Goethe, Harnack, Jäger, Luther, Morgenstern, Oeser, Raabe, Schlatter, Schleiermacher, Stählin, Steinhausen, Troeltsch u. a.

Kartoniert M. 1.— Geschenkband M. 2.—

Verlag Gerhard Merian,
Berlin-Zehlendorf-B

Das Sophienhaus in Weimar

Mutterhaus für Evang. Schwestern, nimmt jederzeit christl. ges. junge Mädchen auf, die sich den Schwesternberuf zum Lebensberuf erwählen wollen.

Prakt. u. theoret. **kostenlose Ausbildung** in allen Zweigen der Krankenpflege im eigenen Krankenhaus, desgl. auf den übrigen Arbeitsgebieten des Sophienhauses (Gemeinde-, Säuglings-, Kinder-, Siechen-Pflege, Fürsorgetätigkeit).

Eintrittsalter: 21 bis 35 Jahre.

Versorgung im Alter im eigenen Altersheim, bei Erholungsbedürftigkeit im eigenen Ferienheim.

Näheres durch die **Sophienhausverwaltung**

Kostenlos versenden wir **Katalog 285**
Preiswerte Geschenkbücher für den Weihnachtstisch

Buchhandlung Alfred Lorentz
Leipzig, Kurprinzstraße 10.

Ostmarkenheft der

Pastoralblätter

Hrsgb. Lic. E. Stange

enth. Weihnachtspredigt: D. Blau, Posen — Unsere Dorfkirchenältesten-Konferenz: Pf. Fischer, Waldow — Die Bedeutung des Märtyrergedächtnisses: Pf. Just, Sienno — Aus der Arbeit des Posener evgl. Predigerseminars: Lic. Schneider — Kreissynodaltagung als Gemeindefest: Pf. Dey-Jablone — Christvesper-Predigten: 1./4. Advent.

Halbjährlich M. 3.50

Verlag Ludw. Ungelenk, Leipzig.

Soeben erschient:

Katalog 252: Gute Bücher für die Hausbibliothek. 5066 Nrn.

Katalog 254: Gute billige Bücher. 1000 Nrn.

Bernh. Liebisch,
Leipzig, Kurprinzstr. 6.

Klöppelspitzenreste,

sortierte, schön gemusterte 20 m 2,20 Mk. Nachn. **Kisseneinsätze** mit Schrift 60 Pfg. Meterware 15—70 Pfg.

Hella Geifs, Spitzenversand,
Winnweiler C. W. (Rheinpfalz).

Anzeigen
in der „Christlichen Welt"
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Kirche. Schule Der Tag **Heimat. Haus**

die neue Beilage der führenden nationalen Tageszeitung

Der Tag

In enger Verbindung mit großen kirchlichen Organisationen

Unter Mitarbeit führender Theologen

WEITERE BEILAGEN:

Tägliche Unterhaltungs-Rundschau

*

Der pädag. akademische Tag

*

Literarische Rundschau

Der Börsen-, Industrie- und Handels-Tag

*

Der Reise- u. Verkehrs-Tag

*

Die Welt der Frau

*

Der Illustrierte Tag

*

Auf besonderen Wunsch 14 Tage kostenlos zur Probe

Durch die Post 2,75 Mark monatlich

VERLAG SCHERL / BERLIN SW68

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Dezember: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Oktober—Dezember und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. 0.40. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. Dezember